# Der kraft-Mayr

Ernst von Wolzogen

*Engelhorns*

# Allgemeine Romanbibliothek.

**Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.**








...n, sondern auch bedeutende Arbeiten **deutscher Schriftsteller ersten Ranges,** so z. B. von **Helene Böhlau, A. v. Roberts, Ossip Schubin, Brada, Henry Gréville, Georges Ohnet, Léon de Tinseau, Mrs. Burnett, B. M. Croker, Anthony Hope** ... s und anderen.

Die bisher erschienenen, i... ührten Romane können fortwährend durch je... **Pf.** für den broschierten und **75 Pf.** für ...

## Erster Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

## Zweiter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

## Dritter Jahrgang.

Band
1. 2. Pemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

## Vierter Jahrgang.

Band
1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Pemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

## Fünfter Jahrgang.

| Band | |
|---|---|
| 1. 2. | Hopfen, Robert Leichtfuß. |
| 3. | Daudet, Der Unsterbliche. |
| 4. | Ouida, Lady Dorotheas Gäste. |
| 5. 6. | Memini, Marchesa d'Arcello. |
| 7. | Was der heilige Joseph vermag. |
| 8. | v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen. |
| 9. 10. | Philips, Wie in einem Spiegel. |
| 11. | Kielland, Schnee. |
| 12. | Claretie, Jean Mornas. |
| 13. 14. | Wood, Auf der Fährte. |
| 15. | v. Roberts, Satisfaktion. |
| 16. | Gravière, Die Scheinheilige. |
| 17. 18. | Ohnet, Doktor Rameau. |
| 19. | Peschkau, Frau Regine. |
| 20. | de Maupassant, Zwei Brüder. |
| 21. 22. | Sarina, Mein Sohn. |
| 23. | Gréville, Dosias Tochter. |
| 24. | Lie, Der Lotse und sein Weib. |
| 25. 26. | Daudet, Numa Roumestan. |

## Sechster Jahrgang.

| Band | |
|---|---|
| 1. 2. | v. Wolzogen, Die tolle Komteß. |
| 3. | de Tinseau, Eine Sirene. |
| 4. | Philips, Jack und seine drei Flammen. |
| 5. 6. | Gunter, Mr. Barnes von New York. |
| 7. | Theuriet, Gertruds Geheimnis. |
| 8. | Conway, Wunderbare Gaben. |
| 9. 10. | Ohnet, Letzte Liebe. |
| 11. | Voß, Die Sabinerin. |
| 12. | Memini, Mia. |
| 13. 14. | Croker, Diana Barrington. |
| 15. | v. Heigel, Der reine Thor. |
| 16. | Pontoppidan, Ein Kirchenraub. |
| 17. 18. | Daudet, Die Könige im Exil. |
| 19. | Philips, Die verhängnisvolle Phryne. |
| 20. 21. | Ohnet, Sergius Panin. |
| 22. | Serao, Achtung Schildwache. |
| 23. | Rabusson, Salonidylle. |
| 24. 25. | Gunter, Mr. Potter aus Texas. |
| 26. | Murray, Ein gefährliches Werkzeug. |

## Siebenter Jahrgang.

| Band | |
|---|---|
| 1. 2. | v. Roberts, Preisgekrönt. |
| 3. | Ohnet, Die Seele Pierres. |
| 4. | Theuriet, Zum Kinderparadies. |
| 5. 6. | Aïdé, Imogen. |
| 7. | Daudet, Port Tarascon. |
| 8. | Hope, Ein Mann von Bedeutung. |
| 9. 10. | Galitzin, Ohne Liebe. |
| 11. | Norris, Die Erbin. |
| 12. 13. | v. Wolzogen, Die kühle Blonde. |
| 14. | de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel. |
| 15. | Voß, Der Mönch von Berchtesgaden. |
| 16. 17. | Haggard, Oberst Quaritch. |
| 18. | Peschkau, Noras Roman. |
| 19. | de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten. |
| 20. 21. | de Tinseau, Versiegelte Lippen. |
| 22. | Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers. |
| 23. | Theuriet, Mein Onkel Scipio. |
| 24. 25. | Delpit, Wie's im Leben geht. |
| 26. | de Renzis, Verhängnis. |

## Achter Jahrgang.

| Band | |
|---|---|
| 1. 2. | Croker, Irgend ein Anderer. |
| 3. | Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. |
| 4. | Feuillet, Künstlerehre. |
| 5. 6. | Böhlau, In frischem Wasser. |
| 7. | Norris, Die geprellten Verschwörer. |
| 8. | Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen. |
| 9. 10. | Remin, Ein Genie der That. |
| 11. | Poradowska, Mischa. |
| 12. 13. | v. Wolzogen, Der Thronfolger. |
| 14. | Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe. |
| 15. | Mairet, Eine Künstlerin. |
| 16. 17. | Gunter, Miß Niemand. |
| 18. | Heyse, Das Marienkind. |
| 19. | Villinger, Schwarzwaldgeschichten. |
| 20–22. | Daudet, Jack. |
| 23. | Der schwarze Koffer. |
| 24. | Mairet, Der Affenmaler. |
| 25. 26. | Masterman, Schwer geprüft. |

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 1.

# Der Kraft-Mayr.

Ein humoristischer Musikanten-Roman.

Dem Andenken Franz Liszts
gewidmet
von

Ernst von Wolzogen.

---

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

## Erstes Kapitel.

„Der weeiche Kinstler."

In einem der ältesten Häuser am Luisenplatz in Berlin, drei Treppen hoch, bewohnte der Pianist Florian Mayr ein möbliertes Zimmer bei der Magistratssekretärswitwe Stoltenhagen. Das Zimmer war niedrig, die schmucklose weiße Decke verräuchert, die billige Tapete stark abgenutzt, der höchst unebene, ausgetretene Fußboden mit grauer Oelfarbe gestrichen; aber dafür war es so groß, wie man nur selten ein möbliertes Zimmer findet, und hell war es auch mit seinen zwei Fensterchen nach Westen und zwei Fensterchen nach Norden. Und groß mußte das Zimmer sein, in welchem Florian Mayr mit seinen gewaltigen, sehnigen Tatzen die Tasten schlug, sonst hätte die Tonfülle, die seinem Konzertflügel entströmte, wohl schier die Wände gesprengt, mindestens aber den empfindlichen Ohren des Klavierbändigers auf die Dauer ein Leid angethan.

Herr Florian Mayr war ein erstaunlicher Mensch. Ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, weder schön, noch elegant, noch reich, pflegt einer Berliner Zimmervermieterin wohl schwerlich zu imponieren, noch dazu einer, der durch sein Klavierspiel das ganze Haus erbeben macht und sich obendrein seinen Thee und Kaffee selbst hält und zubereitet; aber Florian Mayr imponierte thatsächlich der Frau Stoltenhagen, sowie auch ihrer Nichte aus Pommern und ihrem Dienstmädchen aus Müncheberg ganz gewaltig. Der junge Pianist war nämlich ein Zielbewußter; das war ihm an der Nase anzusehen, die in dem hageren, bartlosen, etwas lebergelben Gesicht drinlag wie ein erratischer Block auf flachem Heideland. Einem jungen

Herrn mit solcher Nase machte man kein X für ein U, und auch die gutmütigen, oft sogar lustigen, kleinen Braunaugen konnten geradezu schreckhaft funkeln, sobald Florian Mayr in Zorn geriet, was sehr leicht geschah, wenn die drei bedienenden Frauenzimmer seinen hohen Ansprüchen an Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit nicht genügten. Dem Dienstmädchen hatte er in aller Ruhe versprochen, ihr den gußeisernen Stiefelknecht um die Ohren zu schlagen, falls sie bei ihrer Gewohnheit beharren sollte, dies Gerät allabendlich thunlichst weit unter das Bett zu schieben. Sie hatte ihm diese Versicherung geglaubt und daraufhin ihr Urteil über ihn in den bedeutsamen Ausspruch zusammengefaßt: „Herr Mayr schmeißt so 'ne Jewalt von sich."

Das war's, das Gewaltsame in seinem Wesen, was den Frauen achtungsvolle Scheu einflößte. Er war ein ganzer Mann, trotz seines langen Künstlerhaars, das ihm, aus der hohen, schmalen Stirn glatt zurückgestrichen, schlicht bis an den Nacken herunterhing. Und außerdem war er so unheimlich solide. Sein Leben war nach der Uhr geregelt, seine Rechnungen bezahlte er pünktlichst und nie brachte er einen Rausch oder sonst welche nächtliche Begleitung mit heim. Frau Stoltenhagen wußte auch, daß ihr Zimmerherr in den feinsten Häusern Unterricht gab und für die Stunde fünf bis zehn Mark bekam. Ihre Nichte aus Pommern, Fräulein Luischen, war ja auch für das Solide und ein ganz hübsches, gesundes Mädchen obendrein. Da konnte man nicht wissen — es wäre gar nicht so übel gewesen. Inzwischen hielt sich die gute Dame dafür, daß er sein Frühstück und Abendbrot nicht von ihr bezog, dadurch schadlos, daß sie an seinem Vorrat von Kolonialwaren, sowie an seiner Seife und selbst an seinem Zahnpulver harmlos partizipierte. Frau Stoltenhagen konnte sich übrigens doch nicht recht erklären, wie ein junger Mensch von so frühreifer Männlichkeit und unheimlicher Solidität zu erklären sei, wenn nicht irgend ein Geheimnis hinter ihm steckte. Und deshalb unterzog sie alle an Herrn Florian Mayr gerichteten Schriftstücke einer genauen Durchsicht, so oft sie durch Zufall oder mit Gewalt solcher habhaft werden konnte. Ihr Verdacht erstreckte sich nach zwei Richtungen hin: entweder war Florian Mayr schon ausgefüllt durch eine „große Liebe", oder aber

er war etwas andres, als wofür er sich ausgab. Wie oft hatte nicht Frau Stoltenhagen schon die lebensgroße Gipsbüste Franz Liszts, welche zwischen den beiden Fensterstöcken, links neben dem Flügel auf einer schwarzen Holzsäule stand, sinnend betrachtet, und sich so ihre Gedanken gemacht über die auffallende Aehnlichkeit ihres Mietsherrn mit dem großen Klaviertitanen. Dasselbe schmale, knochige Gesicht, dieselbe alles beherrschende Nase, dasselbe lange, schlichte Haar. Mund und Augen waren freilich verschieden, und statt der fünf Warzen des Altmeisters besaß Herr Florian nur eine, aber es war doch immerhin eine Warze. Sollte er nicht vielleicht ein Sohn von Franz Liszt mit irgend einer russischen Fürstin sein? Er behauptete zwar, von einem bescheidenen Organisten in Bayreuth abzustammen, aber was wollte das besagen! Die russische Fürstin konnte sich mit einer Handvoll Rubel den Bayreuther Orgelmann gekauft haben. Frau Stoltenhagen war eine Dame von lebhafter Einbildungskraft. Sie hielt die Sache für so gut wie erwiesen, und wenn sie trotzdem nicht müde ward, nach dokumentarischen Beweisstücken zu forschen, so war das wohl nur der Ausdruck eines gewissen amtlichen Uebereifers, der ihr im langjährigen Verkehr mit ihrem seligen Magistratssekretär so angeflogen war.

Es war am 11. November des Jahres 1879, halb zehn Uhr vormittags. Ein Tag wie jeder andre auch. Um acht Uhr wie immer war Florian Mayr aufgestanden, hatte seinen Kaffee gekocht und dann eine Stunde lang Tonleitern und Fingerübungen gespielt wie immer. Um zehn Uhr hatte er heute seine erste Stunde zu geben. Er war daher im Begriff, sich zum Ausgehen zu rüsten. Zuvor aber hatte er heute eine neue, eigenartige Vorkehrung zu treffen. Er nahm einen Bogen Schreibpapier, kniffte ihn dreifach zusammen und zerschnitt ihn mit dem Messer in acht Teile. Dann nahm er die Feder zur Hand und schrieb auf jeden der acht Zettel in großen, steilen Zügen ein inhaltschweres, wuchtiges Wort hin. Dann schnitt er von einem zweiten Bogen einige ganz schmale Streifen ab und bestrich sie mit Gummi arabicum.

So weit war er mit seinen Vorbereitungen gekommen, als einigermaßen schüchtern an seine Stubenthür gepocht wurde.

„Halt! Werda?“ schrie Florian Mayr und sprang mit

zwei großen Sätzen nach der Thür. Er schob den Riegel zurück, öffnete sie ein wenig und guckte durch den schmalen Spalt hinaus. „Ach Sie sind's, Prczewalsky? Na Prost! treten Sie ein!“ rief er nicht eben froh gelaunt und ließ einen mittelgroßen Herrn hereintreten, welchen der lange Havelock, der Riesenschlapphut und das langlockige, weiche Haar sofort als einen Künstler zu erkennen gaben.

Der Herr mit dem schwierigen Namen nahm seinen Hut ab, fuhr sich mit den fünf Fingern der Linken durch die weiche, dunkle Mähne, zog dann den melancholisch über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbart durch die Finger, um den geschmolzenen Rauhreif daraus zu entfernen, und bequemte sich dann erst, mit müdem Augenaufschlag und müdem Nasalton, guten Tag zu wünschen.

„Womit kann ich Ihnen dienen? Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte Mayr, ungeduldig auf das alte Kanapee deutend. „Das heißt, Sie sehen, ich bin eben im Begriff auszugehen. Wie geht's Ihnen sonst, Prosit?“

„Danke, — schlecht; die Nerven, die Nerven!“ klagte der polnische Herr schläfrig, indem er sich mit dem Handrücken über die hochgewölbten Augendeckel fuhr. „Warum sagen Sie immer ‚Prosit‘ zu mir, lieber Freund?“

„Ja, wissen S',“ versetzte Florian Mayr gemütlich, „bis ich Ihren Namen glücklich herausgeniest hab', sag' ich lieber gleich ‚Prosit‘! Ich könnt' aber auch ‚G'sundheit‘ sagen, wenn Ihnen des vielleicht lieber wär'.“

Der polnische Kollege klappte mit Anstrengung seine schönen, faden Augen weit auf, und nöhlte, mit sanftem Vorwurf in der stets nasig umflorten Stimme: „Lieber Freund, warum wollen sich immer über mich lustig machen? Wenn Ihnen mein Name zu schwerr ist, nennen Sie mich doch beim Vorrnamen. Wir sind doch Kunstgenossen.“

„Also, is recht, wie heißen denn Sie?“

„Aber bitte, lieber Freund, hier ist meine Karte: ich heiße Antonin — vergessen Sie doch nicht immer!“

Florian nahm die Karte in Empfang, betrachtete sie mit scheinbarem Erstaunen vorn und hinten, und es zuckte eigentümlich um seine Mundwinkel, als er nach einer kleinen Pause erwiderte: „J da schau, richtig bloß Antonin. Ich hätte Sie entschieden auf etwas mit ‚laus‘ hinten taxiert.“

„Warum? Bitte.“

„Ja, ich kann mir nit helfen — Sie machen mir halt so einen lausigen Eindruck. Nichts für ungut, lieber Freund."

Der schöne Pole schaute zweifelhaft zu seinem langen Kollegen auf, und seine Schnurrbartenden vibrierten leicht gekränkt. „Es kommt mir vorr, Sie wollen Witz machen," sagte er betrübt. Und da Florian Mayr nichts Verständliches erwiderte, so trat er langsam an den Schreibtisch — ein hellpoliertes, sogenanntes Cylinderbureau — und starrte unentschlossen, fast trübsinnig auf die Zettel und Papierstreifen darauf nieder. Er stieß ein paarmal vorbereitend Luft durch die Nase, ehe er fragte: „Was werrden Sie da machen?"

„O, ich habe nur etwas geschriftstellert," versetzte Florian Mayr seelenvergnügt, wie er immer war, wenn er eine rechte Bosheit an den rechten Mann gebracht hatte.

„Merkwürdig," sagte der Pole nach einer kleinen Pause kopfschüttelnd und dann las er mit sterbensmüder Stimme die Inschrift von den Zetteln ab: „Erstens: Pfui!! Scham di!!! Zweitens: Ha! Du bist erkannt! Drittens: Dumme Gans! Viertens: Affenschwanz! Fünftens: Eingegangen! Sechstens: Alte Kuh! Siebentens: Gibst jetzt Ruh?! Achtens: Mir war's gnua!"

Florian schien mit der Ratlosigkeit seines Freundes Antonin Mitleid zu empfinden, oder war es ein gewisser Erfinderstolz, der ihn zur Mitteilung drängte — kurz und gut, er ließ sich zu einer Erklärung herbei. Er legte je einen der Zettel in die acht Schubkästen des Cylinderbureaus und verklebte sodann die Vorderwand jedes Kastens mit der Zwischenleiste des darüber befindlichen mittelst eines schmalen Papierstreifens. Wenn die neugierige Wirtin nun in seiner Abwesenheit irgend eine Schublade öffnete, so war sie durch das Zerreißen des Papierstreifens unfehlbar verraten, und er hatte dann die Genugthuung, daß sie den betreffenden schmeichelhaften Zettel gelesen haben mußte. Als das schwierige Werk der Verklebung glücklich vollbracht war, richtete sich Florian Mayr stolz auf und flüsterte triumphierend: „Na, was sagen S' dazu, Antonin Prositlaus? Die Spatzenfalle ist patent, was? Aber wissen S', wie ich die G'sellschaft neulich für ihren permanenten Kaffeediebstahl g'straft hab'? Ein Viertelpfund Rhabarber hab' ich mir um schweres Geld gekauft und ihn mit einem

halben Pfund feingemahlenem Kaffee sorgfältig vermischt. Ich sag' Ihnen, die Wirkung war wunderbar! Den ganzen Tag hat nachher dahinten das Thürl geklappt und eins ist immer angstvoll davorgestanden. Eine Eselsfreud hab' ich gehabt und jedesmal, wenn ich's im Korridor hab' laufen und ängstlich flüstern hören, hab' ich den Kopf nausgesteckt und hab' g'sagt: Ihnen ist wohl nicht recht wohl, liebe Frau? oder liebes Kind, je nachdem."

Prositlaus lächelte fast unmerklich und sagte: „Merkwürdig, — serr komisch! Apropos, lieber Freund, was ich sagen wollte: können Sie mir nicht zwanzig Mark leihen?"

„Augenblicklich nicht, bedaure sehr; aber von dem G'sundheitskaffee is noch reichlich vorhanden, falls Sie vielleicht Bedarf haben. Entschuldigen Sie, ich muß jetzt wahrhaftig fort."

Damit stürzte sich Florian Mayr in seinen Winterrock, stülpte den Hut auf und — legte den Schlüssel zum Schreibbureau augenfällig oben auf dasselbe. Er wußte, daß Frau Stoltenhagen dieser Versuchung nicht widerstehen würde. So boshaft war Florian Mayr. Dann öffnete er seinem Gaste die Thür weit und sagte mit einer einladenden Handbewegung: „Es hat mich sehr gefreut."

Mit einem tiefen Seufzer verließ Prczewalsky das Zimmer. Mayr folgte ihm auf dem Fuße, warf die Thür kräftig ins Schloß und rief in den schmalen Hinterkorridor hinein: „Frau Stoltenhagen, ich gehe jetzt."

Den Schlapphut tief in die Stirn gezogen, düster wie ein ehrlicher Leidtragender, stelzte der edle Pole die enge Treppe hinunter. Seinem Kollegen Mayr jedoch war es nicht gegeben sich mit solcher Langsamkeit abwärts zu bewegen. „Entschuldigen S', ich hab' wirklich keine Zeit," sagte er, flüchtig an seinen Cylinderhut greifend. „Behüt Sie Gott, Herr Kollege." Und damit sprang er in Riesensätzen wie ein übermütiger Junge die Treppen hinunter.

Er hörte, wie jener ungeschickt hinter ihm drein polterte und mit Aufbietung seiner schwachen Lungenkräfte ihm nachrief. War's Mitleid, oder that ihm seine allzugroße Rücksichtslosigkeit schon leid, kurz, er erwartete den Kollegen unten an der Hausthür.

Keuchend gesellte sich Prczewalsky zu ihm. „Bitte, lieber Freund, Doktor hat mir gesagt, ich leeide an Fett=

herz. Lassen Sie mich Ihnen doch begleeiten. Ich habe nichts zu thun."

„Is recht," sagte Florian und schlug eine Gangart an, welche den armen Polen sehr bald nötigte, ihn beim Arm zu ergreifen, um sich mitschleppen zu lassen. Atemlos trippelte er neben dem langbeinigen Kollegen her, aber er konnte sich die Gelegenheit, sein Anliegen vorzubringen, nicht entgehen lassen, denn dieser Florian Mayr war so schwer zu fassen. Immer hatte er so viel zu thun.

„Also, was ich sagen wollte," hub er an. „Ich brauche Geld. Ich habe keeinen Pfennig in der Tasche, kann mich heute nicht rasieren lassen. Sagen Sie, wie macht man, daß man Stunden geben kann für zehn Mark in vorrnehmen Familien, wo schöne Töchter sind?"

„Aber Sie haben doch Vermögen?" wandte Mayr ungeduldig ein. „Sie lassen ja Ihre Sonaten auf eigene Kosten drucken. Da müssen Sie doch ein Geld haben! Sie sind eingerichtet wie ein Graf und speisen in einem feinen Weinrestaurant."

„O ich glaube, Sie haben kein Verständnis für den schaffenden Kinstler. Etwas Bequemlichkeit und Luxus brauche ich für die Inspiration. Die Inspiration kommt nicht, wenn ich Knoblauchwurst esse und Bier dazu trinke. Ich kann auch nicht komponieren mit zerrissene Hosen und Fettfleck auf der Krawatte. Wagner braucht sogar gelbes Atlas im Futter."

„Naja, des is halt der Wagner!" unterbrach Florian lakonisch.

„Das weeiß ich," erwiderte jener, den Kopf aufwerfend, mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber warrum soll ich nicht über Nacht der Przezewalsky werrden? Der schaffende Kinstler hat das Recht auf Stimmung. Ich bin ein weeicher Kinstler, ich brauche weeiche Stimmung, weeiche Stoffe, weeiche Polster, weeiche Farben um mich, und grobbe Speisen machen mir Indigestion."

„Essen Sie doch weeiche Eeier, die sind nicht teeier," versetzte Florian, indem er sich bemühte, des Kollegen auffallend östliche Aussprache des eï nachzuahmen.

Der weiche Künstler überhörte diesen freundschaftlichen Rat und fuhr eifrig fort: „Ich habe meine neueste Sonate für Klavier und Cello drucken lassen. Sie wissen —

Grützmacher gewidmet — kostet mich eine Monatsrente — und was bleibt mir übrig? Ich muß Geld verdienen. Sie haben ja so viele Lektionen und bekommen so gut bezahlt. Können Sie mir nicht eine reiche Familie mit schönen Töchtern abtreten?"

„Schön müssen sie auch noch sein?"

„Ja, gewiß; ich gehe doch nicht, um dumme Gänse Klavier zu lernen. Ich will heeiraten. Ich werrde das Opfer bringen für die Kunst, ich werrde mich verkaufen. Den Menschen werrde ich verkaufen, damit der schaffende Kinstler gerettet wird."

Florian Mayr wandte seinen Kopf zur Seite, um seinen Gefühlen durch eine heimliche Grimasse von großer Anmut passenden Ausdruck zu geben. Und dann versetzte er, den schönen Antonin so freundschaftlich in den Arm zwickend, daß er kläglich aufwinselte. „Also Sie glauben, daß die schönen und reichen Mädchen mit solcher Leichtigkeit auf den weichen Künstler anbeißen würden?"

Der Pole maß ihn mit einem fast mitleidigen Blick. „Aber lieber Kollege, ich werrde doch die Weiber kennen! Mit Zucker fängt man sie alle, die Kammerkatze wie die Fürstin, besonders wenn sie musikalisch sind. Wenn ich Ihnen meine Abenteuer erzählen würde, Sie würden nicht glauben. Die Gräfin Proskowsky hat für mich Gift genommen, und der Fürst Smirczicky hat sich mit mir schießen wollen. Aber ich hatte keine Zeit, ich hatte am andern Abend ein Konzert in Warschau, wo ich meine Symphonie Opus 7 dirigierte. Die Fürstin Smirczicky ließ mir dabei einen Lorbärkranz überreichen. Ich versichere, die ganze hohe Aristokratie steht mir zur Verfügung. Aber diese Damen heeiratet man nicht — sie werrden leicht unbequem und kosten mehr, als sie einbringen. Eine kleeine Kaufmannstochter ist besser, so mit ein paar hunderttausend Mark. Wissen Sie nicht so etwas für mich?"

„Wenn sie eine Gans sein darf —?"

„Gewiß, zieh' ich sogar vorr."

„Und unmusikalisch wie ein Mops —?"

„Hm, wenn sie nur nicht lang und mager ist."

„Nein, nein, sie ist schön rund und reich und romantisch dazu."

„Serr gut, wo wohnt sie?"

„Es ist die einzige Tochter vom reichen Konsul Burmester in der Markgrafenstraße. Ich werde Sie dort empfehlen. Sie thun mir sogar einen Gefallen, wenn Sie mir die Stunden abnehmen. — Aber hier sind wir an Ort und Stelle. Ich muß da hinauf. Also Herr Kollege —" damit lüpfte er ein ganz klein wenig seinen Cylinder und klingelte an dem Hause in der Roonstraße, vor dem sie stehen geblieben waren.

„Danke serr, lieber Freund," versetzte der Pole. „Apropos, können Sie mir nicht zehn Mark leihen? Ich muß mich doch rasieren lassen."

„Des können S' doch für zehn Pfennige haben."

„Mein Gott, mein Gott, Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Sie haben kein Verständnis für den schaffenden Kinstler. Da sitzen die Louisdors zu Tausenden," er schlug sich vor die Stirn, „und Sie wollen mir nicht zehn Mark leihen!"

Die schwere eichene Hausthür war inzwischen aufgesprungen. Florian Mayr stemmte seinen Fuß in die Spalte, damit sie nicht wieder einschnappte, dann zog er sein Portemonnaie aus der Tasche, entnahm ihm ein Zehnmarkstück und sagte: „Also bitte, Verehrtester, bis zum Ersten, nicht wahr? wann die Renten von Ihren polnischen Gütern eintreffen. Ich hab' es auch nicht übrig. Lassen Sie sich nur ja recht sauber barbieren."

Prczewalsky schnaubte fast unhörbar seinen Dank durch die Nase, ließ das Goldstück in seine Westentasche gleiten und reichte dem Kollegen zum Abschied die Hand.

„Ä pfui Deifel! Als ob einem ein Fuchsschwanz durch die Finger gezogen würde," brummte Florian Mayr halblaut vor sich hin, während er die vornehme teppichbelegte Treppe hinaufstieg. Und er schüttelte seine bloße Hand, als wäre ihm was Ekliges daran kleben geblieben.

Der „weiche Künstler" aber äußerte sich im langsamen Dahinwandeln auf polnisch in noch weniger schmeichelhafter Weise über seinen Kollegen. Er haßte diesen knorrigen, rücksichtslosen Menschen, und er ersehnte brennend eine Gelegenheit, um sich an ihm zu rächen für all die boshaften Scherze, durch welche ihn der Rohling zu kränken liebte. Langsam wandelte er dahin, bis er auf einen feinen Friseursalon stieß, wo er sich für zwanzig Pfennige rasieren

lassen konnte. Und vom Barbier ging er zum Konditor und trank eine Tasse Schokolade und aß Aepfelkuchen mit Schlagsahne dazu, denn er war ein „weeicher Kinstler".

---

## Zweites Kapitel.

### Die verfluchte Musik!

Mit den Stiefeletten des Herrn Konsuls in der Hand wollte der Diener das Schlafzimmer seines Herrn verlassen.

„Ach Fritz, Sie könnten mir die Lampe mit dem grünen Schirm bringen! Ich möchte gern, — 's wird ja wohl noch 'n Viertelstündchen dauern mit dem Thee, — holen Sie mir doch die Abendzeitung aus meinem Zimmer; ich glaube, sie liegt noch auf dem Schreibtisch."

„Sehr wohl, Herr Konsul."

Der Diener verschwand, und Herr Konsul Burmester, ein kleiner, wohlbeleibter Herr von etlichen fünfzig Jahren, zog seinen Rock aus und warf sich dann mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung in einen niedrigen Polstersessel vor dem Ofen, in welchem ein frisch angeschürtes Feuer just mit vollem Atem zu prasseln begann. Der kleine Herr polierte sich mit seinem seidenen Schnupftuch die stattliche Glatze, bis sie so blank war, daß das flackernde Feuer sich darin spiegeln konnte, dann kraute er sich mit allen zehn Fingern in dem spärlichen blonden Haarkranz, der seinem Schädel noch verblieben war, und ebenso in dem gleichfalls blonden, kurzgehaltenen Vollbart. Dann knöpfte er sich den hohen, steifen Halskragen los, streckte die kurzen, dicken Beine weit von sich, lehnte den Oberkörper zurück und gähnte. Er gähnte langgezogen, stoßweise, tremolierend, aus höchster Lage langsam in ein natürliches Tonregister hinuntergleitend. Er gähnte wieder und immer wieder; das Thema u—ah kunstvoll variierend: ua—ha—ha — uaiaiaiaiai — hu—huhuhuhhhu! Wie ein raffinierter Sybarit kostete er den Genuß des Gähnens mit pedantischer Gründlichkeit aus, bis er sich endlich mit einem kurzen wohligen Grunzen zufrieden gab und die Hände über dem Bäuchlein faltete. Den schlappgeschwitzten Hemd-

kragen hielt er dabei immer noch zwischen zwei Fingern fest. So erwartete er die Rückkehr seines Dieners.

Zur selben Zeit war die gnädige Frau gleichfalls damit beschäftigt, es sich zum Nachtmahl bequem zu machen. Frau Olga Burmester hatte ihr Schlafzimmer nach vorn hinaus verlegt, neben den Salon. Wenn es Gesellschaft gab, so pflegte sie die Flügelthüren nach dem Schlafzimmer weit zu öffnen. Sie hatte gehört, daß es bei den vornehmen Pariser Damen Stil sei, das Schlafzimmer der Herrin den Gesellschaftsräumen beizuzählen und sogar an Migränetagen, sowie ähnlichen wohlanständigen Elitekrankheiten im Schlafzimmer, welches natürlich zu diesem Zweck einen intimen Boudoircharakter an sich tragen mußte, Besuche zu empfangen. Und da Frau Konsul Burmester, geborene von Studnitzka, mit ganz besonderer Vorliebe ausländische Gepflogenheiten nachahmte, die für deutsche Begriffe noch den Reiz des Ungewöhnlichen besaßen, so hatte sie der Ausstattung ihres Schlafzimmers eine besondere Sorgfalt angedeihen lassen. Das breite, sehr niedrige Himmelbett, ein rares Stück altdeutscher Schnitzkunst, stand auf einem teppichverkleideten Podium, links und rechts daneben verdeckten ein paar große, imitierte Gobelins die Wände, sowie ein dicker Smyrnateppich den ganzen Fußboden. Die Kopfkissen waren mit breiten Spitzen besetzt und lagen auch bei Tage oben auf der kostbaren Steppdecke von bronzefarbenem Atlas zur Schau. Mit bronzefarbenem Atlas waren auch die wenigen zierlichen Polstermöbel überzogen. Ein Trumeau, der fast bis an die Decke hinaufreichte, ein höchst eleganter Toilettentisch und eine schöne Kommode aus der Barockzeit vervollständigten die Einrichtung. Das Waschgerät und die übrigen notwendigen Gebrauchsmöbel waren in ein kleines Vorzimmer verwiesen. Die Gnädige saß bereits in einen weichen weißen Schlafrock gehüllt auf einem niedrigen Lehnsessel vor einem großen Wandspiegel und ließ sich von ihrer Zofe, die vor ihr kniete, die Stiefel ausziehen und die eleganten türkischen Pantoffeln über die Füße streifen. „Wann ist meine Tochter zu Bett gegangen?“ fragte sie das Mädchen. „Wissen Sie, ob es ihr besser geht mit ihren Kopfschmerzen?“

„Ich kann's nicht sagen, gnädige Frau; ich habe das

gnädige Fräulein seit acht Uhr nicht mehr gesehen. Da saß sie in dem Herrn sei'm Zimmer und las."

„Las? Mit Kopfschmerzen liest man doch nicht. Ich will doch selbst mal nachsehen." Und Frau Burmester erhob sich rasch, warf noch einen Blick in den Spiegel, hakte ihr loses Gewand vollends zu und verließ dann raschen Schrittes das Schlafzimmer. Sie durchschritt den Salon und das Eßzimmer, in welchem der Diener noch beschäftigt war, die letzte Hand an das Arrangement des Theetisches zu legen. Mit einem flüchtigen Blick streifte die Gnädige im Vorübergehen den Tisch.

„Wozu denn drei Couverts, Fritz? Meine Tochter hat sich doch schon zu Bett gelegt."

Der Diener versuchte vergebens ein Lächeln zu unterdrücken, während er erwiderte: „Ich habe das gnädige Fräulein eben noch im Studierzimmer gesehn, als ich die Zeitung für den gnädigen Herrn herausholte."

„Eben noch?" Dabei warf die Frau Konsul den Kopf auf und blickte den lächelnden Diener verwundert an. Sie zog die Stirn in Falten. „Na, es ist gut, ich werde sehen." Und sie beschleunigte ihren Schritt und ging hinaus über den Hinterkorridor nach dem Zimmer ihrer Tochter.

Unmittelbar nachdem die Herrin hinaus war, erschien Marie, die hübsche Zofe, im Eßzimmer.

Fritz ging ihr entgegen, faßte sie vertraulich um die Taille und flüsterte: „Ei weih! Jetzt setzt es was ab für Fräulein Thekla. Die sollte wohl schon längst zu Bette sein, was? Eben hab' ich sie noch im Herrn sei'm Zimmer sitzen sehn, — so mit zwei Finger in die Ohren, über die rote Hefte, die Sie ihr jeborgt haben."

„Ach du lieber Gott!" rief das Zöfchen leise, indem sie sich aus Fritzens Umarmung losmachte. „Wenn sie bloß unsre Gnädige nicht damit abfaßt; denn krieg ich's auch noch."

Fritz grinste schadenfroh. „Sehn Se, mein süßer Engel, das haben Se nu davon. Was müssen Sie auch so 'n halbes Kind mit so 'ne aufregende Lektüre versehn."

„Herrgott nee, so 'n armes Mädchen kann einen doch auch leid thun! Nichts darf sie, was sie gern möchte. Immer und ewig nur Klavierspielen und Singen, das ist

doch auch reine zum Dollwerden! Mir thut sie leid; sie ist doch sonst so 'n gutes Mädchen. Raus kommt sie auch kaum wo anders hin, als in die feinen Konzerte, wo's nicht mal 'n Glas Bier zu trinken gibt. Man will doch mal was anders vom Leben sehn in den Jahren."

„Natürlich, und besonders von wegen die sogenannte Liebe möchte man doch gerne Bescheid wissen," neckte Fritz.

„Nu ja, Sie haben ja recht; mir thut sie ja auch leid. So jung und so hübsch wie sie is und die Olle immer hinterher und aufgepaßt, daß sich das Kind nur ja nicht etwa zu jut amüsiert. Ich begreife bloß nich, wie die Leute zu das Kind kommen."

„Nee, Fritz, Sie werden auch nie richtig deutsch lernen! Zu den Kind heißt es!" belehrte Marie überlegen lächelnd. „Uebrigens wundert's mich gar nich, daß Sie sich wundern. Ich weiß auch was, was Sie nich wissen."

„Nanu? Des wäre —?"

„Werd' ich Ihnen gerade sagen! Sie und 'n Geheimnis!"

„Nanu machen Sie mich aber neugierig. Sagen Se's doch! Ich bin doch verschwiegen wie so 'n Jrab — und 'n schönen Kuß kriegen Se auch von mir, Mariechen."

„Na so dumm! Da hab' ich auch recht was von. Lassen Sie mich los. Ich habe zu thun."

Das niedliche Zöfchen wich geschickt der Umarmung des verliebten Burschen aus und lief hinaus. Ein kleines Weilchen stand sie draußen auf dem Korridor vor der Thüre des gnädigen Fräuleins still und horchte. Richtig, da drin gab's Thränen und strenge Worte.

Wenige Minuten später trat Frau Burmester wieder heraus und schritt, sichtlich erregt, einen kleinen Pack roter Hefte in der Hand haltend, über den Korridor nach ihres Gatten Schlafzimmer.

Der Konsul saß noch immer in Hemdärmeln und las beim Schein der grünbeschirmten Lampe seine Abendzeitung. Sein großes buntseidenes Taschentuch hatte er über die Kniee gebreitet und oben darauf schlängelte sich der welke Hemdkragen über den dicken Schenkel des kleinen Herrn.

„Aber Willy!" rief seine Gattin unwillig, während sie die Thüre hinter sich ins Schloß drückte. Dann blieb sie auf der Schwelle stehen und richtete ihre äußerst

schlanke Gestalt zu ihrer ganzen, nicht unbeträchtlichen Länge empor, — ein lebendiges Ausrufzeichen, die Fleisch, oder, genauer ausgedrückt, Haut und Knochen gewordene Mißbilligung — so stand sie dort im Thürrahmen lebendes Bild.

Herr Burmester ließ mit einem betrübten Seufzer die Zeitung sinken und schaute über die Gläser seines goldenen Zwickers hinweg zu seiner Gattin hinauf. „Was gibt's denn, mein Schatz? Sitzt ihr schon beim Thee?"

„Nein," erwiderte sie nähertretend. „Ich habe ernstlich mit dir zu reden. Aber du thätest mir einen Gefallen, wenn du erst deine Toilette etwas vervollständigen wolltest. Du weißt doch, daß ich diese saloppen Garçonmanieren nicht leiden kann."

„Ach Gott, jaa," versetzte der Konsul sanft und erhob sich mit einem ergebenen Seufzer. „Also was gibt's denn so Wichtiges? Zehn Minuten, um meine Zeitung ungestört zu lesen, hättest du mir auch wohl gönnen können." Und er knöpfte sich einen reinen Kragen um und zog ein bequemes Jaquet an.

Währenddessen hielt ihm seine Gattin die roten Hefte mit aufgeregter Gebärde vor die Augen und sagte: „Da! Schau dir mal das an! Was ist das? Rate mal, wo ich das gefunden habe."

„Zweihundert Klafter tief unter der Erde", oder: „Die Blutgräfin", las der Konsul gleichgültig von dem Titelblatt ab. „Nun was weiter? Ein Schundroman, den du wahrscheinlich im Küchenkasten gefunden hast. Verlangst du vielleicht von mir, daß ich deswegen der Köchin eine Scene machen soll?"

Frau Burmester dämpfte ihre Stimme zu einem erregten Geflüster herab. „Das ist die Lektüre unsrer Tochter!" rief sie, indem sie die roten Hefte verächtlich auf den nächsten Tisch schleuderte. „Thekla schützt Kopfschmerzen vor, um nicht mit ins Konzert gehen zu müssen, und während wir denken, sie liege im Bett, sitzt sie heimlich über dieser Schandlektüre; von der Marie hat sie sich das Zeug geborgt. Ich erwischte sie in ihrem Schlafzimmer. Sie wollte sich geschwind ausziehen, um uns glauben zu machen, sie sei schon längst zu Bett gegangen. Und wie ich hereintrete, will sie gerade die Hefte unter ihrem Kopfkissen verstecken."

„Hmhmhm," machte Herr Burmester und versenkte ratlos seine Hände in die Hosentaschen.

„So; ist das alles, was du zu sagen hast? Du weißt wohl gar nicht, was diese schöne Entdeckung zu bedeuten hat? Da kommt es nun heraus: dieser Hang zum Gemeinen, der ist angeboren — das beruht auf Vererbung!"

„Du sagst das in einem Tone, als ob ich was dafür könnte. Es ist doch nicht mein Kind."

„Meins auch nicht, Gott sei Dank!" versetzte Frau Olga, fast höhnisch auflachend.

Nun wurde der Konsul auch aufgeregt. Er klimperte mit den Schlüsseln in seiner Tasche und wippte mit den Knieen. „Versündige dich, bitte, nicht!" rief er vorwurfsvoll. „Das Kind ist sanft und gut und liebevoll, und wenn es weiter keine lasterhaften Anlagen geerbt hat, als die Lust an geschmackloser Lektüre, so können wir, meine ich, sehr zufrieden sein. Auf den Geschmack kann man doch bildend einwirken. Uebrigens stammt die Idee, ein ganz fremdes Mädchen zu adoptieren, doch von dir, wie du dich vielleicht erinnern wirst. Ich war ja immer dafür, lieber eine arme Verwandte ins Haus zu nehmen."

„Ich habe dir doch aus meiner Familie allein ein halbes Dutzend junger Mädchen zur Auswahl gestellt," versetzte Frau Olga pikiert.

Und er fiel prompt ein. „Die waren mir bloß nicht übermäßig sympathisch, aber du hast überhaupt an keiner auch nur ein gutes Haar gelassen. Du wolltest ja durchaus eine Schönheit haben und ein musikalisches Genie daraus züchten. Darum war dir die Tochter des fahrenden Musikanten und des hübschen Hotelzimmermädchens lieber als alle legitimen Töchter unsrer beiderseitigen Familien. Aber jetzt trage auch die Folgen."

„Was meinst du damit?" rief Frau Olga aufgeregt. Ihre tiefliegenden dunkeln Meerkatzenaugen sprühten kampflüstern ihren Gatten an. Sie setzte sich in den Lehnstuhl, den er vorher eingenommen hatte, und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. „Ich habe dich ausreden lassen, mein Lieber," fuhr sie spitzig fort. „Du willst mich mit ironischen Ausfällen ducken. Na ja, das ist ja ganz amüsant, aber ich denke doch, diese ernste Frage erfordert

eine ernste Ueberlegung. Du wäschst deine Hände in Unschuld, nicht wahr? ich soll die Folgen allein tragen. Was denkst du dir eigentlich darunter? Soll ich gottergeben zuschauen, wie die Natur der Mutter in diesem Kinde wieder die Oberhand gewinnt?"

„Die Mutter hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Sie ist doch auch eine brave, solide Frau geworden. Der Vater scheint mir gefährlicher. Der kann ja ein großer Lump gewesen sein, wenigstens wissen wir nichts vom Gegenteil."

„Aber er hat gewiß keine Hintertreppenromane gelesen."

„Dafür hat sie den Hang zum Dienstpersonal doch sicher einmal von ihm! — Uebrigens Scherz beiseite! Hast du's ihr nicht vielleicht an guter und geschmackvoller Lektüre fehlen lassen?"

„Ich? Die ausgewähltesten klassischen und edelsten modernen Werke habe ich ihr zur Verfügung gestellt. Aber natürlich, das langweilt sie."

„Natürlich," lachte der Konsul ihr nach. „Das langweilt solche halben Kinder meistens. Uns Erwachsene manchmal nicht minder."

„Dich freilich," höhnte die Gattin. „Der Mangel einer klassischen Bildung ist eben durch nichts zu ersetzen. Das zeigt sich recht eklatant an dir, mein Lieber."

„Du bist außerordentlich freundlich, meine Beste." Dabei zog der Konsul seine Hände aus den Hosentaschen und steckte sie zur Abwechslung in die Rocktaschen. Aber mit einem Nachdruck, dem man es wohl anmerkte, daß er sich an einer empfindlichen Stelle getroffen fühlte. Er schob ärgerlich seine dicke Unterlippe vor und ging ein paarmal auf und ab. Dann blieb er vor seiner Gattin stehen und sagte: „Auf diese Weise kommen wir zu nichts. Ich werde mal selbst mit Thekla reden."

Frau Olga rümpfte die Nase. „Bravo! Jetzt hast du dich ja glücklich in die rechte Stimmung hineingeredet, um dem Fräulein gewaltig zu imponieren."

„Das Imponierenwollen überlasse ich dir. Das gehört durchaus nicht zu meinen Erziehungsgrundsätzen. Ich habe das Kind lieb — ich kann wirklich sagen, wie wenn's mein eigenes wäre. Ich hoffe, daß Thekla das fühlt. Und wenn sie das fühlt, dann wird sie auch auf

mich hören. Aber bitte, laß mich allein mit ihr reden." Er öffnete die Thür und ließ seine Frau vorangehen.

Thekla Burmester saß bereits wartend im Eßzimmer. Beim Eintritt der Eltern erhob sie sich, ging dem Vater einige Schritte entgegen und reichte ihm mit ängstlich befangener Miene die Hand. Er drückte sie ihr warm zur Ermutigung. Da schlug sie die Augen auf und begegnete seinem freundlichen Blick. Mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung begab sie sich wieder auf ihren Platz.

Die Nachtmahlzeit verlief aber doch in recht gedrückter Stimmung, denn die gnädige Frau saß streng und steif da und sprach kaum ein Wort, und der Konsul wollte in ihrer Gegenwart nicht von der Sache anfangen, die sie alle bedrückte. Man beeilte sich, mit dem Essen fertig zu werden. Dann wurde der Diener hinausgeschickt, um im Zimmer des Herrn die Lampe anzuzünden, und dann erhob sich Thekla, um den Eltern „gut' Nacht" zu wünschen.

„Ach bitte, noch ein Weilchen!" rief Herr Burmester. „Ich habe mit dir zu reden, mein Kind. Komm mit mir in mein Zimmer."

Ohne ein Wort zu erwidern, schritt das junge Mädchen hinter ihrem kleinen dicken Pflegevater her, den feinen runden Kopf mit den zwei langen, üppigen dunkelblonden Zöpfen schuldbewußt gesenkt und mit ängstlich zuckenden Lippen. Sobald sie in seinem reich und behaglich eingerichteten Arbeitszimmer angelangt waren und er die Thür hinter ihr eingeklinkt hatte, fing das große Kind auch schon an zu weinen.

Der Konsul setzte sich in einen Lehnstuhl, hieß Thekla nähertreten, ergriff sie bei beiden Händen und betrachtete sie sich mit mitleidigem Lächeln. Achtzehn Jahre war sie alt, ziemlich groß und reizend gewachsen, schlank und lieblich rundlich dabei. Sie hatte ein schlichtes braunes Tuchkleid an und eine dunkelblaue Matrosenbluse, wie sie jüngere Knaben mit Vorliebe zu tragen pflegen, mit einem hellgelben Ledergürtel um die Taille zusammengehalten. Es zuckte um das feine weiße Hälschen, es zuckte um die niedliche kleine Nase, über die etwas stubenblassen Wangen liefen die Thränen und neue wollten sich aus den langen, dunklen, gesenkten Wimpern hervordrängen.

Herr Burmester wurde selbst ganz weich ums Herz,

wie er das Kind so weinen sah, und er wußte seine väterliche Strafpredigt nicht anders zu beginnen, als indem er fragte: „Hat dir's Mama sehr arg bös gegeben?“

Thekla nickte eifrig und dann schluchzte sie mühsam heraus: „Ach Papa — ich bin doch nicht — so schlecht! Niedrige — Instinkte hätte ich — hat sie gesagt. Die scheußlichsten — Verbrecher — hätten alle so angefangen — mit solche Romane zu lesen — hat sie gesagt.“ Sie putzte sich die Nase und wischte sich die Thränen ab und dann fuhr sie fließender fort: „Ich habe mir doch wahrhaftig nichts Schlimmes dabei gedacht. Neulich sollt' ich mal die Marie schnell zu Mama rufen, und da hörte sie gar nicht. Sie saß in ihrer Kammer und las: ‚Die Blutgräfin‘, und wie ich sie rief, sagte sie, ich möchte entschuldigen, aber die Blutgräfin wäre so sehr spannend, man könnte sich rein gar nicht losreißen, wenn man mal darüber wäre. Na und da sagt' ich, das müßte sie mir auch mal borgen, denn so was Spannendes hätte ich noch nie gelesen. Heute abend hab' ich doch erst angefangen, darin zu lesen, weil ich mal nicht mit ins Konzert brauchte. Sonst hab' ich doch nie Zeit. Und es war wirklich so spannend, wie die Marie gesagt hat; ich habe gar nicht gemerkt, wie die Zeit verging. Weiter hab' ich doch wirklich nichts Schlimmes gethan. Und das ist doch noch kein niedriger Instinkt, nicht wahr?“

Der Konsul mußte lächeln. „Na komm mein Kind,“ sagte er, „setz dich hierher, wir wollen mal vernünftig miteinander reden.“

Sie holte sich einen Stuhl herbei und nahm vor ihm Platz, die Hände im Schoß gefaltet, und dann fuhr er fort: „Sieh mal Theklachen, erstensmal sollte doch die Tochter des Hauses von ihrem Dienstmädchen nichts borgen, denn das schickt sich nicht. Und zweitens sollte ein junges Mädchen, das eine feine Erziehung genossen hat, an solcher Hintertreppenlektüre keinen Gefallen finden; denn das ist ein Zeichen von sehr schlechtem Geschmack. Menschen ohne festen Charakter, und besonders sehr junge Menschen, werden wirklich durch solche Schundromane leicht verdorben, — darin hat deine Mutter ganz recht. Es wäre ein wahrer Segen, wenn das Gesetz Mittel und Wege fände, das Volk vor diesem giftigen und gefähr-

lichen Zeug zu behüten. Da wird immer mit fürchterlichen Geheimnissen und schrecklichen Verbrechen gearbeitet und die Verbrecher werden zu romantischen Helden. Das vergiftet die Phantasie und reizt zur Nachahmung."

„Aber Papa, du denkst doch nicht, daß ich so was thun werde, wie in der Blutgräfin steht?" unterbrach Thekla kläglich.

„Nein, mein Herzchen, das glaub' ich dir gerne, daß du dir keinen Giftmord und keinen Einbruch aufs Gewissen laden wirst; aber deine Vorstellungen vom Leben und deinen guten Geschmack verdirbst du dir einmal ganz sicher. Und das ist auch schon schlimm genug. Ein gebildeter Mensch sucht in seiner Lektüre die Wahrheit, denn die ist gesund, und die Schönheit, denn die wirkt erhebend und befreiend. Aber lassen wir das einmal jetzt. Du versprichst mir, künftig der Versuchung, solches Zeug in die Hand zu nehmen, zu widerstehen, nicht wahr? Da, gib mir die Hand darauf — so ist's recht. Nun muß ich dir aber auch sagen, was ich schlimmer finde, als diese Kinderei mit der Blutgräfin. Ich habe dich bisher immer offen und ehrlich gefunden, mein Kind. Es thäte mir sehr leid, wenn du jetzt anfangen wolltest, krumme Wege einzuschlagen. Sieh mal, daß du heute Kopfschmerzen vorschützest, um dich ungestört über deinen Schmöker hermachen zu können, statt ein gutes Konzert zu hören, das ist doch wirklich nicht recht von dir."

„Aber Papa, ich hatte doch wirklich Kopfschmerzen," entgegnete Thekla eifrig. „Wenn ich so viel geübt habe, krieg' ich immer Kopfschmerzen. Und wenn ich dann noch ein langes Konzert hören soll, dann werde ich vollends ganz dumm."

Herr Burmester blickte überrascht auf. Auf ein solches Geständnis war er nicht vorbereitet gewesen. Er spielte mit den Quasten an seinem Sessel und sagte erst nach einer ganzen Weile: „Ja, ist dir denn die Musik so unangenehm? Du weißt doch, Mama möchte so gern eine tüchtige Künstlerin aus dir machen. Na, und wenn du's auch nicht zu treiben brauchst, um dir dein Brot damit zu verdienen, — es ist doch immer gut, wenn ein junges Mädchen in irgend einem Fache etwas Tüchtiges lernt."

„Das möcht' ich ja auch so gern, Papa," erwiderte

Thekla; „ich möchte gern so viel lernen und gute Bücher lesen und das alles. Die jungen Mädchen, mit denen ich zusammenkomme, die wissen auch alle viel mehr wie ich. Aber die brauchen auch alle nicht so viel Klavier zu üben. Ich habe doch wirklich zu gar nichts anderm mehr Zeit. Singen soll ich auch noch, und dabei habe ich doch bloß eine Stimme wie ein Zwirnsfaden. Und das Klavierüben macht mich so furchtbar müde. Ich bin immer wie zerschlagen danach; die Hämmerchen trommeln immer alle auf meinen Kopf los, so daß ich manchmal das Gefühl habe, als wäre er schon ganz weich, — als brauche ich nur ein bißchen stark zuzudrücken, und ich könnte mit dem Finger ein Loch hineinbohren. Und nachts träume ich immer so schreckliche Sachen: unser Flügel steht da wie ein großer, schwarzer Sarg, und dann wird der Deckel ein bißchen gehoben und aus der Spalte kriechen lauter Notenköpfe hervor mit Armen und Beinen dran. Die haben alle Hämmerchen auf dem Rücken; damit rennen sie mir nach und wollen mich schlagen; dann muß ich im Hemd aus dem Bett und auf die Straße hinaus und immer weiter laufen in der finstern Nacht, und den Wind hör' ich so schrecklich pfeifen. Und die Töne, die mir nachlaufen, hör' ich alle klingen. Und sie schreien hinter mir drein: ‚Siehst du nicht, daß ich ein b vorhabe, du Gans?‘ Und ein andrer schreit: ‚Ich heiße cis, verstanden? Ich werfe dir mein Kreuz an den Kopf, wenn du nochmal c spielst —‘ ach lieber Papa, du glaubst es gar nicht, es ist so schrecklich! Denke dir, sie haben alle die Stimme von Herrn Mayr, die Noten, wenn sie mir so was nachrufen. Und außerdem steht Herr Mayr noch hinter ihnen und kommandiert und hetzt sie auf mich. Ich habe solche Angst vor Herrn Mayr.“

„Mein armes Kind, was sind das bloß für Ideen!“ rief der Konsul erschrocken, und dann stand er auf, zog das Mädchen zu sich empor, drückte ihren Kopf an seine Schulter und strich ihr beruhigend über das dichte, weiche Haar. Eine lange Zeit hielt er sie so, ohne ein Wort zu sprechen. Dann nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände, küßte sie auf Stirn und Wangen und sagte: „Geh jetzt schlafen, mein Liebling, und rege dich nicht so auf mit solchen krankhaften Phantasieen. Ich will schon mit Mama

reden. Wir müssen dir's erleichtern, ich seh's ja ein. Du darfst uns nicht krank werden über der verf—, ich meine, über der verehrten Musik."

„Du bist so gut, Papa; nicht wahr, du hilfst mir?" sagte Thekla, indem sie seine kurze, fette Hand ergriff und einen raschen, heißen Kuß darauf drückte. Dann ließ sie sich sanft von ihm zur Thür hinausschieben.

Sobald sie aber draußen war, reckte Herr Konsul Burmester seine beiden Fäuste hoch empor, bekam einen ganz roten Kopf und sprach es leise, aber deutlich aus, was er vorhin verschluckt hatte: „Die verfluchte Musik!"

In den wenigen Minuten, in denen sich sein gequältes und verängstigtes Kind an seiner Schulter ausgeweint hatte, war ihm sein ganzes Leben in der Erinnerung vorbeigezogen. Sein Vater hatte in Lübeck die Firma begründet und aus einer anfänglich recht bescheidenen Stellung sie zu einem der angesehensten unter den großen Welthandelshäusern seiner Vaterstadt emporgebracht. Aber viele freundliche Erinnerungen hatte Wilhelm Burmester nicht an sein Vaterhaus. Eine thörichte Ehe, die der alte Burmester in jungen Jahren mit einem ungebildeten, durchaus unbedeutenden und überdies entwickelungsunfähigen Mädchen von nicht eben sanftem Charakter eingegangen war, hatte ihn früh um alle Lebensfreude gebracht. Es ward ein bloßes Arbeitstier aus ihm. Ein strenger Herr und harter Vater. Und so hatte auch dem Sohn das beste Teil einer guten Erziehung gefehlt, nämlich die reine, friedevolle Sonntagsstimmung, welche eine harmonische Ehe über ein ganzes Haus auszugießen vermag. So war auch er ein Alltagsmensch und ein Arbeitstier geworden. Und als er in reiferen Jahren erkannt hatte, woran es lag, daß man in seinem Hause nicht recht froh werden konnte, da hatte er sich selbst das Wort gegeben, sich vor einer übereilten Heirat ängstlicher als vor Pest und Cholera zu hüten. Aber vor lauter Besorgnis, sich durch die Leidenschaft hinreißen zu lassen, war überhaupt die Fähigkeit zur Leidenschaft in ihm abgestorben. Er war ein alter Knabe und ein großer, angesehener Handelsherr geworden, bevor er sich entschloß, eine rein vernünftige Ehe einzugehen. Er brauchte, um seinem Hause auch gesellschaftlich zu dem Ansehen zu verhelfen, welches sein Reichtum und

die Solidität der Firma beanspruchen durften, eine Dame aus der wirklich besten Gesellschaft, welche die feine Form absolut beherrschte und auch Geist genug hatte, um nicht nur gleichgültige Schmarotzer, sondern auch eine wirklich intelligente Gesellschaft an das Haus, dem sie vorstand, zu fesseln. Und so hatte er denn das feinerzogene ältliche Fräulein aus verarmter, adeliger Familie geheiratet; von Liebe war weder bei ihm, noch bei ihr die Rede gewesen; aber er meinte, sich begründeten Anspruch auf ihre ewige Dankbarkeit dadurch zu erwerben, daß er sie in eine Umgebung setzte und ihr reichlich die Mittel gewährte, um ihre gesellschaftlichen Talente glänzend zu entfalten und ihren Hang nach verfeinertem Wohlleben zu befriedigen. Seine Frau war niemals hübsch gewesen, aber sie sah trotz ihrer tiefliegenden Augen und ihrer erschreckenden Magerkeit doch ganz vornehm aus und wußte sich so geschmackvoll zu kleiden und besonders ihrem üppigen, fast schwarzen Haar so viele originelle Wirkungen abzugewinnen, daß sie zuweilen, wenn Schneiderin und Friseuse sich wirksam in die Hände gearbeitet hatten, sogar für eine ganz interessante Erscheinung gelten konnte. Was hatte er auch für einen Anspruch auf Schönheit? Er war sich wohl bewußt, ein reichlich garstiger, fetter Geselle zu sein. Uebrigens war er mit dem Ausfall seiner Ehe ziemlich zufrieden, solange er noch in Lübeck wohnte und in seinem Geschäft thätig war. Nach fünfjähriger, vorsichtiger Minierarbeit wußte sie's endlich durchzusetzen, daß er das Geschäft einem Neffen übergab, der schon längere Zeit unter ihm gearbeitet hatte, und sich mit dem Titel eines Konsuls von Uruguay in Berlin niederließ. Allerdings verstand sie es vortrefflich, in den vornehmsten Kreisen festen Fuß zu fassen und ihrem eigenen Hauswesen den entsprechenden Stil aufzuprägen, aber er war das Opfer dieses gesellschaftlichen Aufschwungs. Die Musikschwärmerei seiner Gattin war der Schlüssel gewesen, welcher ihr die Thüren der vornehmen Gesellschaft geöffnet hatte. Sie war bei allen musikalischen Ereignissen dabei und sah die berühmtesten Virtuosen bei sich zu Gaste. Damit lockte sie die Gesellschaft an. Und er mußte, obwohl er ganz unmusikalisch war, sich von Konzert zu Konzert schleppen lassen, fahrendem Musikantenvolk beiderlei Geschlechts,

mochte es noch so dumm und eitel sein, den Hof machen, Begeisterung heucheln, wo er gähnende Langeweile empfand, und sich mit Leuten scheinbar anfreunden, zu denen er innerlich nicht die geringsten Beziehungen hatte. Da er schlechterdings nichts zu thun hatte, so fehlte es ihm an jeglichem Vorwand, sich um die Pflichten, die seine Frau ihm aufbürdete, herumzudrücken. Und that er es doch einmal, in höchster Verzweiflung, so ließ sie ihn mit kalter Rücksichtslosigkeit fühlen, daß er aufgehört habe, in ihrem Lebensplan überhaupt noch einen Wert darzustellen. Die lächerliche Rolle eines gänzlich kaltgestellten Gatten wollte er nicht spielen und für einen Dummkopf wollte er auch nicht gehalten werden; so nahm er denn lieber das Martyrium auf sich, fortzuheucheln, wie seine Frau es verlangte.

Damals, als sie nach Berlin zogen, hatten sie auch das vaterlose Kind adoptiert; in der Gesellschaft galt Thekla allgemein als ein legitimes Fräulein Burmester, und auch er widersprach dieser Annahme nicht, denn er war eitel auf das schöne Mädchen, und er liebte es wegen seiner Herzenseinfalt und Güte. Nein, das Kind hatte er sich durch seine Liebe zu eigen gemacht, er wollte trotzen auf sein Vaterrecht. Das sollte nicht auf denselben Dornenpfad gejagt werden, auf dem er seinen müden, schweren Leib dahinschleppte. Ihre Klage hatte ihn aufgeschreckt aus seiner lahmen Gleichgültigkeit. Das Kind hatte ja so recht, er konnte ihr alles so nachfühlen. Ja, ja, dumm wird man davon und stumpf! Und wieder ballte er die Fäuste und knirrschte vor sich hin: „Die verfluchte Musik!"

---

## Drittes Kapitel.

### Herr Mayr haut.

Am andern Morgen erlebte Frau Olga Burmester eine große Ueberraschung. Ihr Mann war in ihren Augen ein Frühaufsteher, denn er erhob sich jeden Morgen pünktlich um acht Uhr, einerlei, wie spät er zu Bett gekommen war, wogegen die Auferstehungsstunde der Gnädigen je nach dem Nervenstande erst zwischen Neun und Zwölf schlug.

Sie hatte heute ihren Kakao — sie genoß immer nahrhafte Getränke, da sie die Hoffnung, etwas voller zu werden, immer noch nicht aufgegeben hatte — um neun Uhr zu sich genommen, gedachte jedoch, um den möglichen üblen Folgen der Alteration vom gestrigen Abend zu begegnen, noch ein Stündchen oder zwei liegen zu bleiben.

Sie tupfte sich eben mit der zierlichen Serviette die Spuren von Kakao und weichem Ei aus den Mundwinkeln, als ihr Gatte fix und fertig zum Ausgehen gekleidet hereintrat und ihr ankündigte, daß er in Theklas Begleitung einen größeren Spaziergang im Tiergarten zu machen beabsichtige.

„Thekla kann heute nicht mitgehen," versetzte seine Gattin kühl, indem sie die Kissen wieder unter dem Rücken hervorzog, mit deren Hilfe sie sich zum Zwecke des Frühstückens aufrecht hingesetzt hatte, und sich wieder behaglich lang ausstreckte. „Du hast wohl vergessen, lieber Willy, daß um elf Uhr Herr Mayr zum Unterricht kommt?"

„Bis um elf Uhr sind wir wieder zu Hause."

„Ach du weißt doch ganz gut, daß Thekla vor dem Unterricht immer eine Stunde Fingerübungen machen muß. Was soll denn Herr Mayr mit ihr anfangen, wenn sie sich mit steifen Knöcheln ans Klavier setzt?"

„Das ist mir ganz gleichgültig," versetzte der Konsul mit erstaunlicher Bestimmtheit. „Ich glaube, das Kind wird frischer und gesammelter an seine Aufgabe herantreten, wenn es sich nicht schon vorher ermüdet hat. Uebrigens ist mir das auch ganz egal, ob Thekla heute oder sonst wann mehr oder minder gut Klavier spielt: Die Hauptsache ist, daß wir für ihre Gesundheit sorgen und sie nicht übermäßig anstrengen."

„Ja mein Gott, was ist denn das für ein Ton?" rief Frau Olga, ihre Augen vor Erstaunen weit öffnend, indem sie sich mit einem Ruck emporrichtete. „Ich meine doch, es wäre zwischen uns eine abgemachte Sache, daß du mir die künstlerische Erziehung allein überläßt."

„Ach was, künstlerische Erziehung! Redensart!" brummte der Konsul ärgerlich. „Wenn in der Ehe der eine Teil unvernünftig am Kinde handelt und der andre Teil das einsieht, so hat er die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, dagegen aufzutreten und dem Schaden nach Möglichkeit vorzubeugen. Ich habe unrecht gethan, mich so wenig um Theklas Er-

ziehung zu bekümmern. Ich werde jetzt versuchen, das Versäumte nachzuholen. So, also guten Morgen, liebe Olga."

Der kleine Herr schwenkte stolz seinen Hut gegen die Gattin und verließ eiligst das Schlafzimmer, bevor sie noch Worte gefunden hatte, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben. Sie hatte nicht übel Lust, aus dem Bette zu springen, einen Morgenrock überzuwerfen und ihrem aufrührerischen Gemahl nachzulaufen, um ihm womöglich Thekla noch zu entreißen, bevor er sie sicher außerhalb der Wohnungsthür hätte. Aber der Gedanke, sich durch eine Scene dieser Art vor den Dienstboten zu blamieren, hielt sie zurück. Sie griff nach der Birne der elektrischen Klingel, die ihr zu Häupten hing, und drückte wütend auf den weißen Knopf. Und immer wieder ließ sie, da das Mädchen nicht sofort erschien, mit kaum sekundenlangen Pausen dazwischen ihr aufgeregtes Läuten erschallen.

Die Marie kam ganz erschrocken hereingestürzt und hatte gleich einen feuchten Lappen mitgebracht, denn sie war überzeugt, daß die Gnädige den Kakao über die Atlasdecke gegossen habe.

„Rufen Sie meine Tochter zurück; ich habe ihr noch etwas zu sagen!" rief die Frau Konsul dem Mädchen entgegen, ehe es noch nach ihren Wünschen fragen konnte.

„Das gnädige Fräulein sind schon längst fort," erwiderte Marie. „Sie sind vorausgegangen und haben den gnädigen Herrn unten auf der Straße erwartet."

Es kostete der gnädigen Frau keine geringe Anstrengung, ihre Gefühle nicht vor dem Mädchen zur Explosion gelangen zu lassen. Sie hieß die Marie das Frühstücksgeschirr hinaustragen. Aber sobald sie allein war, schlug die Gnädige wütend mit der flachen Hand um sich und lachte dazu nicht eben lieblich. „Unerhört! Dieser dicke, kleine Willy Burmester! Jetzt will er plötzlich anfangen, sich aufzuspielen! Macht mir die Thekla rebellisch. Unglaublich! Aber Angst haben sie doch alle beide, die Helden! Er rennt davon, ohne mich zu Worte kommen zu lassen, und sie läuft gar gleich bis auf die Straße hinunter, damit ich sie nicht zurückholen kann. Na wartet nur! Ich denke, solche Scherze sollen sich nicht allzuhäufig wiederholen. Es ist wirklich zu arg! Kaum hat man sich die Aufregung von gestern abend ein bißchen heraus-

geschlafen, so muß man sich am frühen Morgen schon wieder krank ärgern!"

Um die Morgenruhe war's nun doch geschehen. Es war schon am besten, gleich aufzustehen und mutig zuzuschauen, wie sich die Welt so früh am Tage und wie sich das friedliche Heim nach erfolgter Kriegserklärung ausnahm. — —

Pünktlich wie immer erschien um elf Uhr Herr Florian Mayr zur Klavierstunde. Die gnädige Frau empfing ihn im Salon.

Mit den Worten: „Ich bedaure unendlich, mein lieber Herr Mayr, daß Sie einen Augenblick warten müssen," rauschte sie ihm in ihrem schweren, kostbaren Morgengewande entgegen. „Mein Mann hat unsre Thekla entführt. Er behauptet, es sei gesünder, spazieren zu gehen, als Klavier zu üben."

„Darin hat er ohne allen Zweifel recht," fiel Florian Mayr lachend ein, indem er der stummen Aufforderung, Platz zu nehmen, folgte.

Frau Burmester setzte sich ihm gegenüber aufs Sofa und fuhr, ohne seinen Einwurf weiter zu beachten, fort: „Mein Mann ist leider nicht musikalisch genug, um mir in der künstlerischen Erziehung unsrer Tochter den nötigen Beistand zu leisten. Mein Gott, als ehemaliger Geschäftsmann ist er gewohnt, die Künste nur als angenehmes, aber müßiges Beiwerk zu betrachten — das heißt, so lange man nicht seinen Unterhalt dadurch verdienen will. Es fehlt ihm ganz die Einsicht dafür, daß selbst der Dilettant, der etwas Anständiges leisten will, mit Ernst und Anspannung arbeiten muß. Sie können sich wohl vorstellen, daß meine Tochter demjenigen von uns am willigsten folgt, der ihr das Leben am bequemsten zu machen verspricht. Mein Gott, dafür ist sie jung. Aber ich bin recht froh über die Gelegenheit, Sie einmal allein zu sprechen, mein lieber Herr Mayr. Ich habe Sie schon immer bitten wollen, mit meiner Tochter doch ja recht streng zu verfahren. Sie läßt sich gar zu gern gehen, wenn man sie nicht ganz straff herannimmt. Also bitte, kümmern Sie sich gar nicht darum, daß sie ein junges Mädchen von guter Familie ist, die es nicht nötig hat, sondern behandeln Sie sie einfach wie irgend einen Schüler, aus dem was Tüchtiges werden soll und der etwas schärfer angepackt

werden muß als andre, die vielleicht von Natur größeren Fleiß oder eine leichtere Auffassungsgabe besitzen. Wollen Sie mir das versprechen?"

Der Pianist antwortete nicht gleich. Er lächelte vor sich hin und betrachtete seine langen, knochigen Finger. Endlich sagte er: „Wissen Sie, gnädige Frau, daß mir das zum erstenmal passiert, daß ich um größere Strenge beim Unterricht ersucht werde? Ich bin nämlich sonst als ein salva venia saugrober Kerl bekannt. Es ist mir auch ziemlich einerlei, ob ich eine feine junge Dame, oder einen dummen Buben vor mir habe. Wenn ich sehe, daß bei meinem Schüler Talent vorhanden ist, so nehme ich auch die Sache ernst und verlange die höchste Anspannung. Aber da wir gerade davon reden, um Ihre Fräulein Tochter thät' es mir doch leid."

„Wie so? Was meinen Sie damit?"

„Also ehrlich gesagt, ich bin nicht der Meinung, daß das Fräulein Talent genug hat, um meine schärfste Tonart zu vertragen. Ich glaub' schon, daß der Herr Konsul recht hat. Lassen Sie's nur brav spazieren gehen und nit mehr Klavier spielen, als wie's das Fräulein selber freut. Viel weiter kommt sie doch nit, und selbst wenn's weiter kommt — was Gescheits wird doch nit draus."

Die Frau Konsul machte ihren Rücken steif und blickte recht geärgert drein. „O Herr Mayr," versetzte sie gezwungen lächelnd, „mir scheint, Sie gehen etwas zu weit. Thekla ist doch so jung, ihr Charakter ist doch wohl noch zu unentwickelt, um ... Uebrigens sind Sie ja auch noch recht jung: ich weiß nicht, ob Sie nicht etwas vorschnell urteilen. Sie entschuldigen — aber ich glaube, die Erfahrung dürfte Sie später doch darüber belehren, daß auch in der Kunst Talent und Temperament nicht allein ausschlaggebend sind und daß beharrlicher Fleiß und ernste Auffassung vieles zu ersetzen im stande sind."

„Ja, gnädige Frau, wenn Sie meinen, daß ich nichts davon versteh' ..."

„Pardon, Herr Mayr," unterbrach ihn Frau Burmester, indem sie sich rasch erhob, „ich höre draußen Schritte, ich glaube, sie sind zurückgekommen, Sie entschuldigen." Damit neigte sie leicht den Kopf gegen ihn und rauschte zur Thür hinaus.

Florian Mayr blieb allein. Mit überlegenem Lächeln blickte er der Dame des Hauses nach, und dann zeichnete er mit dem Zeigefinger ein bedeutungsvolles Kreuz auf seine hohe Stirn. Im Nebenzimmer vernahm er ein erregtes Flüstern. Er lachte kurz auf, und dann setzte er sich vor den Flügel, klappte den Deckel auf, und begann in weitgriffigen Accorden zu präludieren. Wenige Minuten später trat Fräulein Thekla ein. Er that, als ob er ihrer nicht gewahr worden wäre, und nahm eine der schwierigsten Lisztschen Etüden in Angriff, bei deren Studium er gerade begriffen war. Thekla stand einige Schritte hinter ihm und hörte zu. Plötzlich drehte er sich auf dem Schraubstuhl herum und lachte ihr gutmütig ins Gesicht. „Na, mein Fräulein, da sind Sie ja."

Sie wollte sich entschuldigen, aber er ließ sie gar nicht ausreden. „Weiß schon alles. Jetzt wollen wir mal sehen, wie Sie mit roten Backen Klavier spielen können. Ich hab' Sie noch nie mit roten Backen gesehen, Fräulein Burmester." Damit stand er auf, um ihr den Klavierstuhl einzuräumen, und zog sich selber einen andern Stuhl heran.

Thekla errötete noch tiefer. Sie wußte nie, wie Herr Mayr es eigentlich meinte. Es klang so ironisch. Ob er auch böse mit ihr war, wie die Frau Mama, von der sie soeben eine komprimierte Strafpredigt im Flüsterton genossen hatte? Sie suchte ihr Notenbuch hervor, legte es auf das Pult und schraubte sich den Stuhl zurecht. Herr Mayr saß mit untergeschlagenen Armen daneben und guckte ihr fortwährend ironisch lächelnd ins Gesicht. Sie wußte gar nicht, wo sie hinschauen sollte. Hochklopfenden Herzens setzte sie sich nieder, zog ihre Ringe vom Finger, strich sich ihr Kleid über den Knieen glatt und sagte endlich ganz schüchtern. „Ach, Herr Mayr!"

„Was denn? Sind Sie nicht gesund?"

„Doch, ja, danke. Aber so wie Sie lerne ich doch nie spielen."

„Recht haben S'!" lachte er. „Also fangen wir an! Spielen Sie nur, so schlecht Sie wollen. Ich werde nachher schon meine Maßregeln treffen." Und er lachte wieder so unerklärlich.

Sie begann zu spielen, eine Chopinsche Mazurka, zaghaft, matt im Ausdruck, schwankend im Takt, schlecht

phrasiert und alle Augenblicke, besonders im Baß, daneben greifend. Was war denn das? Herr Mayr hörte wohl gar nicht zu? Er ließ sich doch sonst keinen Batzer gefallen, ohne sie anzuschreien. Ganz verstohlen wagte sie ein wenig nach ihm herumzuschielen. Ach je! Er starrte sie immer noch mit seinen kleinen braunen Augen so komisch an und lächelte verschmitzt dazu.

Es war eigentlich zum erstenmal, daß Florian sich seine Schülerin genauer betrachtete. Diese wohlerzogenen Mädchen aus guter Familie, die er für fünf bis zehn Mark die Stunde unterrichtete, waren ihm immer herzlich gleichgültig gewesen. Er fand keinen Reiz in ihnen, denn er vermochte hinter den glatten, weichen Lärvchen keine Persönlichkeit zu entdecken. Er teilte die sogenannten anständigen jungen Mädchen aus wohlhabenden Kreisen einfach in Klaviergänse, Singgänse und Malgänse ein. Damit war er fertig mit ihnen. Aber nach dem vorhergegangen Gespräch mit Frau Burmester erschien ihm dieses kleine Mädchen plötzlich in andrer Beleuchtung. Ein unglückliches Opfer mütterlicher Verbohrtheit hatte er da vor sich, und er mußte auch daran denken, wie er vor wenigen Tagen aus purer Laune und Ungeduld dieses selbe arme Opferlämmchen seinem waschlappigen polnischen Kollegen Profitlaus als leichte Beute zuzutreiben versprochen hatte. Das Mädel war doch eigentlich sehr hübsch. Zwischen ihrer fast üppigen jungfräulichen Reife und dem kindlich verängstigten Ausdruck ihres Gesichtes bestand ein auffallender Gegensatz, der ihrer zarten Schönheit etwas Rührendes verlieh. Warum soll denn das arme Ding Klavier spielen können? dachte er bei sich. Wenn sie gut schläft und gut verdaut und spazieren lauft und sich rote Backen holt, so ist es doch hocherfreulich anzuschauen. Und als ein erbaulicher Anblick für die geplagte Menschheit friedlich durchs Dasein zu wandeln, das ist doch auch ein ganz schöner Lebenszweck.

Thekla hatte ihre Mazurka zu Ende gebracht. Sie ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte scheu von der Seite mit ängstlich fragendem Ausdruck zu ihrem gestrengen Lehrmeister auf.

Florian Mayr schüttelte seine glatte Mähne, kratzte sich komisch hinter den Ohren und sprach: „Ach so, mein gnädiges Fräulein, jetzt soll ich wohl was sagen. Na also:

hundsmiserabel war's!" Er legte ihr die Hand auf den Arm, drückte sie energisch vom Klavierstuhl herunter, setzte sich selbst an ihre Stelle und spielte ihr die Mazurka vor. Das klang freilich anders. Frei im Takt und doch straff im Rhythmus. Man hörte ordentlich die sporenklirrenden Stiefel aufschlagen und die wunderbar graziösen und pikanten Chopinschen Fiorituren perlten so leicht aus den Fingern, huschten wie bunte Libellen über das glänzend dahinfließende Wasserband der Melodie.

„So schaut das Ding aus," sagte er streng, sobald er geendigt hatte. Damit räumte er ihr ihren Platz wieder ein. Er lächelte jetzt nicht mehr. Im Spielen war wieder jener Ernst über ihn gekommen, mit dem er alles erfaßte, was seine Kunst anging.

Thekla seufzte tief auf und dann raffte sie ihren ganzen Mut zusammen und griff kräftig in die Tasten. O weh! gleich im ersten Accord zwei falsche Noten. Herr Mayr schrie schmerzlich auf; aber Thekla wollte sich nicht um ihre tollkühne Stimmung bringen lassen. Sie donnerte weiter und trat aufs Pedal los, wie auf einen hilflosen alten Köter, an dem ein schlechter Mensch seine böse Laune ausläßt. Das Tempo wurde immer schneller, die Figuren immer verwischter, die groben Batzer immer häufiger.

„Falsch! cis! Himmelherrgottelement! Piano! Zum Donner und Doria! Jetzt crescendo — Jesses, Jesses! — Halt, halt! — Pfui Deifel, is des a Sauerei!" Aber wie sehr er auch schrie und tobte, der grimmige Herr Florian, das Fräulein Thekla war nicht zu halten, das Fräulein Thekla war toll geworden.

Herr Mayr war jetzt ernstlich böse. Wollte sie sich gar über ihn lustig machen, das dumme Ding? Das sollte sie fein bleiben lassen! „Halt! oder —!" rief er noch einmal.

Sie hörte nicht, sie polterte weiter. Ihre zarten Nüstern weiteten sich, rasch ging ihr Atem, ihre Wangen wurden abwechselnd dunkelrot und bleich.

Jetzt war Florian Mayrs Geduld zu Ende und — patsch! da hatte sie einen Klaps auf der linken Hand sitzen, der nicht übel brannte.

Thekla fuhr mit einem kleinen Schrei des Entsetzens herum; sie rieb die Linke mit der Rechten und starrte dem wütenden Klaviermeister ganz entsetzt ins Gesicht.

Und der Schändliche beugte sich mit zusammengebissenen Zähnen vornüber und — pitsch! patsch! da hast du's! — sausten knochenharte, wohlgezielte Tatzeln auf die warmen, weichen Patschhändchen hernieder.

Die arme, erschrockene Thekla schien in der ersten Ueberraschung gar nicht zu begreifen, daß sie es war, die geprügelt wurde. Erst als sie ein reichliches halbes Dutzend weg hatte, kam sie aus ihrer Betäubung zu sich, sprang auf die Füße und rief laut aufweinend, indem sie nach der Thür hinflüchtete: „Papa! Papa! Herr Mayr haut mich!"

Nun war an Meister Florian die Reihe, die Augen erstaunt aufzureißen. Urplötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß er sich ganz unerhört unpassend benommen habe. Er sprang auf und lief dem weinenden Mädchen nach, um es zu beruhigen, um Verzeihung zu bitten, oder auch auszuzanken, weil es so kindisch heulte.

Thekla mochte glauben, sie sollte noch mehr Prügel bekommen, denn sie stieß einen ganz hohen quietschenden Angstschrei aus und flüchtete zur Thür hinaus.

Just zur selben Zeit hatte auch der Konsul, durch die Angstrufe der Tochter herbeigelockt, von der andern Seite die Thür des Salons erreicht, und ihm folgte fast auf dem Fuße seine Gattin mit rotem Kopf und funkelnden Augen, denn die Hilferufe der Tochter hatten sie in einer scharfen Auseinandersetzung mit ihrem Herrn Gemahl unterbrochen. Thekla flog ihrem Vater an die Brust, umklammerte seinen Hals mit beiden Armen und stieß laut aufschluchzend noch einmal ihre entrüstete Anklage hervor: „Papa, Herr Mayr haut mich!"

„Was ist das? Ich habe wohl nicht recht gehört?" stotterte der kleine Herr verwirrt, indem er Thekla sanft beiseite schob und einige Schritte über die Schwelle trat. Seine blanke Glatze wurde für einen Moment dunkelrot und er schaute drohend zu dem langen, dünnen Klavierlehrer auf, der mit beschämt gesenktem Kopfe dicht vor ihm stand. „Herr Mayr, antworten Sie mir, Sie haben sich wirklich erlaubt ...?"

„Entschuldigen Sie nur, Herr Konsul," stammelte Mayr verwirrt, indem er sich abwechselnd bald mit der einen, bald mit der andern Hand durchs Haar fuhr. „Nehmen Sie's nur nit übel — ich weiß selbst nit, die Hand muß mir so ausgerutscht sein, 's waren ja nur a paar Tatzen, wie man bei uns sagt."

Hinter des Vaters Rücken hielt Thekla ihre rot angelaufenen Handrücken der Mutter entgegen, und ehe noch der Konsul seiner Entrüstung weiteren Ausdruck zu geben vermochte, trat Frau Burmester über die Schwelle und rief: „Ist es denn menschenmöglich! Sie haben sich an meinem Kinde vergriffen?"

Herr Mayr warf den Kopf auf und entgegnete trotzig: „Ach, Sie, gnädige Frau! Sie haben ja selbst gewünscht, ich soll das Fräulein mit äußerster Strenge behandeln. Wann's jetzt nit recht is . . ."

„Was, Olga? Das hast du gethan?" wandte sich Herr Burmester mit ausbrechendem Zorn an seine Frau.

Die Gnädige vergaß sich. „Ich?" kreischte sie auf: „Das wird ja immer schöner! Ich soll wohl jetzt an allem schuld sein?" Und zu Mayr gewendet: „Habe ich Ihnen vielleicht erlaubt, mein Kind zu mißhandeln?"

„Das Kind mißhandelt weiter keiner als Sie allein!" platzte Herr Mayr heraus. „Jawohl, daß Sie's nur wissen: ich hab's Ihnen vorhin schon sagen wollen: es ist eine Sünde, ein himmelschreiender Unfug, wie S' das Fräulein Tochter mit dem Klavierspielen plagen. Das Fräulein hat keine Lust und kein Talent. Das Fräulein ist so unmusikalisch wie mein Stiefel da. Lassen Sie's nur spazieren geh'n und rote Backen kriegen, das ist viel g'scheiter; und im übrigen gibt's für ein hübsches, braves und angenehmes Mädchen nützlichere Sachen zu lernen — was braucht's grad die verdammte Kunstpfuscherei zu sein. Das ist meine Meinung."

„Wir haben Sie nach Ihrer Meinung nicht gefragt!" rief Frau Burmester wütend. „Und wenn Sie nicht wissen, wie man sich in anständigen Häusern benimmt . . ."

„Jawohl — selbstverständlich," fiel ihr der Gatte ins Wort. „Ich werde Ihnen Ihr Honorar für den letzten Monat auszahlen und dann muß ich Sie bitten . . ." Er wies mit der Hand nach der Ausgangsthür.

„Gewiß — selbstverständlich!" stimmte Herr Mayr kopfnickend bei. Dabei blickte er über den kleinen Herrn hinweg und heftete seine braunen Augen voll Mitleid auf Thekla, die sich während des Wortwechsels in eine entfernte Ecke des Salons geschlichen hatte und mit ängstlicher Neugier des Ausgangs dieser Scene harrte.

„Ja, und — und selbstverständlich werden wir einen

andern Lehrer engagieren," fügte der Konsul ein klein wenig unsicher hinzu.

„Nein, erlauben Sie, das ist durchaus nicht selbstverständlich," trumpfte Herr Mayr auf. „Das ist sogar vollständig ausgeschlossen."

„Was, Sie erlauben sich . . .?"

„Ja, ich erlaube mir." Mit drei großen Schritten stand Meister Florian vor Thekla, ergriff so geschwind, daß sie es nicht zu verhindern vermochte, ihre Hände, faßte sie alle beide in seiner gewaltigen Linken zusammen und streichelte sie sanft mit der Rechten. „Mein armes, liebes Fräulein, seien Sie mir doch bitte, bitte, nicht mehr bös. Sie haben mich halt wild gemacht mit Ihrem polizeiwidrig miserabeln, hundsgemeinen Spiel; aber ich hab' mich aufgeführt wie ein salva venia Trampeltier. Also sein's wieder gut. Des versprech' ich Ihnen heilig und gewiß: ich wach' über Sie, daß Ihnen kein so gemeiner Kerl, so ein Musikmeister wieder zu nah kommen darf. Solang ich am Ort bin, kriegen S' keine Klavierstund' mehr, so wahr ich Florian Mayr heiß'!"

„Ach!" sagte Thekla ganz leise. Halb zweifelnd noch, halb kindlich vertrauend schlug sie ihre großen Augen zu ihrem bösen Lehrmeister auf, und ein reizendes Lächeln huschte über ihr verweintes Gesichtchen. Ohne weiteren Widerstand überließ sie ihm ihre Hände, die er fortwährend streichelte und drückte.

„Lassen Sie doch meine Tochter los! Ich verbiete Ihnen, mein Kind zu berühren!" rief die hagere Konsulin, in königlicher Haltung zu den beiden schreitend und ihre Hand gebieterisch zwischen sie streckend.

Und der Konsul ballte die Faust, schüttelte den Kopf und sagte, ironisch lachend: „Na, hören Sie mal, Herr Mayr, da wäre ich doch wirklich neugierig, zu erfahren, wie Sie das anstellen wollten! Sie wollen uns verhindern, unsrer Tochter Klavierstunde geben zu lassen? Haha, das ist wirklich gut!"

Florian drehte sich auf dem Absatz herum und lachte dem Konsul freundlich ins Gesicht: „Ei freilich, haha, das ist auch gut; das ist sogar ausgezeichnet! Ich rate Ihnen, Herr Konsul, probieren Sie's nicht! Ich erfahr's ganz bestimmt, wenn Sie so einen geehrten Kollegen zum Zweck des Unterrichts ins Haus lassen. Ich leg' mich auf die

Lauer und wenn ich den Betreffenden erwisch', nachher hau' ich ihm eins nauf, daß er sich bei Ihnen bedanken kann — und wenn's ein Hochschulprofessor wär' — haha! In diesem Fall sogar mit besondrer Genugthuung. Ich habe die Ehre, Herr Konsul. Gnädige Frau, wünsch' angenehme Unterhaltung. Gelten's, Fräulein Thekla, jetzt sind S' mir nimmer bös?"

„Ach nein, Herr Mayr."

Und mit einem allgemeinen, etwas schiefen Bückling trollte sich Meister Florian zur Thüre hinaus.

Herr und Frau Burmester starrten einander sprachlos an. Thekla strahlte. — —

Florian Mayr war wie gewöhnlich in einem halben Dutzend Sprüngen die Treppe hinunter gekommen. Als er vor der Hausthür stand, verschnaufte er ein wenig. Die Geschichte hatte ihn doch aufgeregt. Das arme Mädel! Ach du himmlischer Herrgott! Die thörichten Eltern plagten es unsinnig mit Dingen, für die es nun einmal nicht geschaffen war, und er prügelte es gar noch! „Ich bin, weiß Gott, ein Trampeltier!" knurrte er halblaut vor sich hin. Er gab seinem Cylinder einen Stupfer, durch den er ein wenig melancholisch vornüber zu sitzen kam, und dann storchte er die Straße hinunter. In der Auslage eines Delikateßgeschäfts bemerkte er frische Apfelsinen, eine Rarität um diese Jahreszeit. Er ging hinein und begehrte ein halbes Dutzend. Sie waren sehr teuer. Er schimpfte, aber er kaufte sie. Dann ging er weiter und bog in die Jägerstraße ein. Bei Treu & Nuglisch blieb er abermals stehen, gab seinem Cylinder von vorn einen Stupfer, daß er nach hinten rutschte, und titulierte sich abermals Trampeltier. Darauf betrat er den Laden und kaufte ein Flacon feines Parfüm. Nun wendete er seine Schritte wieder rückwärts nach der Markgrafenstraße, zum Hause des Konsuls Burmester. Er klomm die Stiege hinan, immer vier Stufen auf einmal nehmend. Oben angekommen, schellte er bescheiden wie ein Bittsteller. Der Diener öffnete.

„Sie mein Lieber, gehn S', sein S' so gut, rufen Sie mir einmal das Fräulein Kammerjungfer. Ich hätt' ihr was im Vertrauen zu sagen," raunte er dem Sklaven geheimnisvoll zu.

Fritz grinste, entfernte sich, und nach einer kleinen Weile erschien richtig die Marie. Meister Florian hatte

unterdes seinem Portemonnaie nicht ohne einen leichten Seufzer einen Thaler entrungen. Mit dem winkte er schon von weitem dem Mädchen, um es zutraulich zu machen. „Sie, Fräulein, pscht! —“

„Ach nee, Herr Mayr, sind Sie's wirklich?“

„Pscht! Hier schaun S', der Thaler gehört Ihnen, wenn S' diese beiden Gegenstände dem Fräulein Thekla übergeben, ohne daß die Herrn Eltern was gewahr werden. Haben S' mich verstanden?“ Mit diesen Worten deponierte er zunächst den Thaler, darauf die Düte mit den Apfelsinen und endlich das Paket mit dem Flacon in die Hände des Mädchens.

„Ja aber Herr Mayr, ich weiß doch nicht —“

„Gleich geben S' den Thaler wieder her, Sie — Sie Lamm Sie!“

„Ja ja, ich werd's schon besorgen,“ kicherte das Mädchen. „Soll ich was zu bestellen?“

„Einen rechten schönen Gruß, sonst nix und — Sie — pscht, hören S', Fräulein! Wann etwa die Herrschaft einen neuen Klavierlehrer engagiert, so benachrichtigen Sie mich sofort. Das gnädige Fräulein weiß meine Adresse. Ich werde mich erkenntlich zeigen — verstanden?“

„Na jewiß, Herr Mayr.“

„Is recht, nacha ha'm mir ausg'redt. Also an rechten schönen Gruß.“ Er nickte dem Mädchen pfiffig blinzelnd zu und trollte sich davon.

Auf dem Heimweg fiel ihm wieder ein, daß er seinem polnischen Kollegen die Stunden im Hause des Konsuls Burmester zu verschaffen versprochen hatte. Er war ein peinlich gewissenhafter Mensch. Was er versprochen hatte, pflegte er getreulich zu halten. In diesem Falle aber überlegte er nicht lange. Er beschloß, wortbrüchig zu werden, und absolvierte sich gleichzeitig selber durch die Ueberlegung, daß es doch den Satan mit Beelzebub vertreiben hieße, wenn er dem armen, guten, dummen Kinde statt eines Lehrers, der es bloß prügelte, einen solchen verschaffte, der es gar heiraten wollte. „Sie mag ja eine Gans sein,“ sinnierte er weiter, „aber für den edlen Pan Prositlaus ist sie mir denn doch zu gut. Ich werde mich mal in militärischen Kreisen umsehn, vielleicht finde ich einen Lieutenant . . .“

Er kehrte heim und schrieb eine Postkarte an Herrn Ton=

künstler Antonin Przewalsky, auf welcher er ihm mitteilte, daß er ihn leider nicht an Herrn Konsul Burmester empfehlen könne, weil das Fräulein überhaupt keinen Klavierunterricht mehr empfangen solle. Im Bewußtsein, eine gute That verrichtet zu haben, überkam ihn eine sonnige, menschenfreundliche Stimmung. Er steckte sich eine Cigarre an und stattete der Witwe Stoltenhagen einen Besuch in der Küche ab.

„Na, liebe Frau, wie geht's Ihnen heute?“ redete er sie überaus freundlich an. „Gut? Ach wirklich? Ei das freut mich. Sie kamen mir dieser Tage so gedrückt vor. Nun freilich ja, so 'n Stückchen Papier is ja leicht zerrissen. Na, na, leiden Sie an Kongestionen? Sie werden ja ganz rot? Hören Sie, dagegen kann ich Ihnen den Mayrschen Gesundheitskaffee empfehlen. Ein gutes Gewissen und eine geregelte Verdauung, davon hängt das Gleichgewicht zwischen Leib und Seele ab. Behalten Sie das fest im Auge, Frau Stoltenhagen, dann werden Sie finden, daß das Leben vor Ihnen liegt so freundlich und bequem, wie eine Kommode, zu der jeder Schlüssel paßt. Keine Aufregung mehr und keine unangenehme Ueberraschung. — — Guten Morgen, Fräulein Nichte. — Was ich sagen wollte: — wenn Sie heiraten wollen, so thun Sie das nur durch ein Zeitungsinserat. In der Zeitung ist Diskretion immer Ehrensache. Wissen Sie, was Diskretion ist? Nein? Das wissen S' nit? Das hab' ich schon lang gewußt, daß S' das nit wissen. Also guten Tag, meine Damen, wünsch' gesegneten Appetit.“

---

## Viertes Kapitel.

### Herr Mayr möchte wieder hauen.

Am nächsten Morgen fand Meister Florian, als er von seinen Unterrichtsstunden heimkam, zwei Briefe vor. Der eine in zierlichem Format auf mattblauem Papier, feinduftend, verriet auf den ersten Blick eine junge Dame als Schreiberin. Florian öffnete ihn neugierig und las:

„Sehr geehrter Herr Mayr!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die liebenswürdige Aufmerksamkeit, die Sie mir erwiesen

haben. Ich weiß natürlich, daß man als wohlerzognes junges Mädchen von Herren keine Geschenke annehmen darf, außer es sind richtige Verwandte oder mal ein Vielliebchen, aber da Sie doch mein Herr Lehrer sind, kann ich doch nicht ungezogen sein. Außerdem werde ich die Apfelsinen bis heute abend doch alle sechs aufgegessen haben und sind sie dann fort. Das Parfüm kann man ja leicht verstecken und werde ich immer dran riechen, wenn ich an Sie denke, welches gewiß sehr oft sein wird, weil ich Ihnen so sehr viel Dank schuldig bin, indem ich selber weiß, daß ich kein Talent habe und Sie, geehrter Herr Mayr, der erste waren, der es meiner Mama richtig gesagt hat. Helfen wird es aber doch nichts, denn meine Mama glaubt es nicht, daß ich kein Talent habe und besteht sie darauf, daß ich wieder Klavierstunden haben müßte. Ich bin Ihnen auch wirklich gar nicht böse, sehr geehrter Herr Mayr, denn ich habe mich wirklich sehr dumm benommen in der Stunde und Sie haben es gewiß nicht gern gethan und würden es auch gewiß nicht wieder thun, indem ich dann vor Angst überhaupt nicht mehr spielen könnte. Ich habe immer etwas Angst vor Ihnen gehabt, weil Sie so sehr streng waren, aber jetzt würde ich gar keine Angst mehr vor Ihnen haben, weil ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen. Papa ist Ihnen auch gar nicht mehr so sehr böse. Er hat sogar gelacht — natürlich wie Mama nicht mehr im Zimmer war. Er findet, Sie hätten eigentlich ganz recht, aber er meint, wenn Mama mir durchaus einen neuen Lehrer besorgen wollte, könnten Sie es doch noch weniger hindern wie er. Denn es gäbe doch so sehr viel Klavierlehrer und -lehrerinnen und könnten Sie diese doch unmöglich alle durchprügeln und das ist auch meine Ansicht. Wie wollen Sie es also machen, daß ich keine Klavierstunde mehr bekomme? Bitte, schreiben Sie mir das doch postlagernd Postamt 7 unter Th. B. Denn Mama würde gewiß nicht dulden, daß Sie mir schreiben.

Nochmals herzlichst dankend bin ich Ihre sehr ergebene Schülerin

Thekla Burmester.

P. S. Die Marie hat sich sehr über den Thaler gefreut."

Florian hatte beim Lesen dieses liebenswürdigen Schriftstücks über das ganze Gesicht gelacht. „I du bist ja ein zu netter Kerl!“ sagte er ganz laut, als er damit zu Ende war, und dann las er es mit stiller Freude noch einmal von Anfang bis zu Ende durch. Er faltete das Briefchen zusammen, zwei eng beschriebene kleine Bogen waren es, und strich zärtlich über das glatte Papier. Dann setzte er sich an sein Cylinderbureau, nahm, da er auf zarte Korrespondenzen nicht eingerichtet war, einen gewöhnlichen Briefbogen zur Hand und schrieb mit seinen großen, steilen Zügen folgende Zeilen:

„Mein liebes Fräulein!

Sie haben mir mit Ihrem reizenden Brief wirklich einen Stein vom Herzen genommen. Ich bin es, der Ihnen zu danken hat, denn ich habe es durch mein gestriges unqualifizierbares Benehmen durchaus nicht verdient, daß mich ein so liebenswürdiges Fräulein wie Sie überhaupt nur je wieder anschaut, viel weniger, daß es mir alles verzeiht und mir erlaubt, mich ferner um seine Angelegenheiten zu bekümmern. Was die etwaigen Bewerber um den Klavierlehrerposten bei Ihnen betrifft, so hat Ihr Herr Vater allerdings insofern recht, daß ich sie nicht alle prügeln kann. Aber einige wenigstens würde ich mit Vergnügen windelweich klopfen. Seien Sie unbesorgt, ich werde schon ein Mittel finden, um die Herrschaften gründlich abzuschrecken. Und wenn alles nichts hilft, so würde ich mich eher dazu entschließen, Sie zu entführen und auf meine Kosten Nähmaschine lernen zu lassen, bevor ich zugebe, daß Sie ohne Sinn und Verstand malträtiert werden. Da Sie jedoch vermutlich nur geringen Wert darauf legen dürften, von mir entführt zu werden, so möchte ich Sie ersuchen, sich auch nicht alles gefallen zu lassen, sondern meinen Bemühungen dadurch unter die Arme zu greifen, daß Sie sich selber etwas auf die Hinterbeine setzen. Ich habe schon so viel trübe Erfahrungen mit unvernünftigen Eltern gemacht, daß ich mich nicht scheue zu behaupten: es ist die Pflicht braver Kinder, die Dummheiten ihrer Eltern wieder gut zu machen. Lassen Sie es mich nur gleich wissen, wenn Ihnen Gefahr droht. Ich werde dann sofort zu Ihrem Beistand bereit sein, womit ich verbleibe

Ihr stets ergebener Florian Mayr.“

Er steckte den Brief in einen Umschlag und versah ihn mit der angegebenen Adresse. Und dann machte er sich zum Ausgehen fertig, um ihn sofort in den Kasten zu stecken, als sein Blick auf den andern Brief fiel, den er inzwischen fast vergessen hätte. Er riß ihn ungeduldig auf und las:

„Sehr geehrter Herr!

Unser Peter Gais hat sein neues Musikdrama ‚Satan‘ soeben vollendet!! Es ist dies das grandiose Vorspiel zu der genial konzipierten Tetralogie ‚Der Mensch‘, deren Schaffung voraussichtlich den Höhepunkt des titanischen Ringens, die Krönung des gewaltigen Könnens unsres dämonischen Peter Gais darstellen dürfte. In der Voraussetzung, daß auch Sie, wertester Kunstgenosse, an dem Wachsen und Werden des genialen Tondichters lebhaften Anteil nehmen, lade ich Sie hiermit zu der morgen Abend sieben Uhr in meiner Wohnung stattfindenden ersten Vorführung des ‚Satan‘ durch seinen Schöpfer freundlichst ein.

Hochachtungsvollst

Raphael Silberstein.“

„Jesses, Kinder, nehmt's 's Maul nit so voll!“ brummte Florian kopfschüttelnd. Aber er setzte sich doch hin und schrieb eine Postkarte, um die Einladung dankend anzunehmen. Er kannte den dämonischen, genialen, titanischen Peter Gais zwar nicht persönlich, wußte aber, daß sein Opus 1 Liszts Aufmerksamkeit erregt hatte, und einige symphonische Dichtungen, die ihm bekannt geworden waren, hatten ihn allerdings begierig gemacht, den Mann kennen zu lernen.

Florian ging aus und steckte Brief und Karte selber in den Kasten. Er war in derartig gehobener Stimmung, daß er anstatt sein billiges Mittagbrot mit einem Glase schlechten Berliner Bieres hinunterzuspülen, sich heute einen Schoppen Wein gestattete, und daß selbst dieser Wein, der in irgend welcher gottlosen Hexenküche zusammengemischt war, seine gute Laune nicht zu verderben vermochte. Zum drittenmal las er beim letzten Glase der giftroten Flüssigkeit das blaßblaue Briefchen durch. Es war doch ein schönes Gefühl, sich durch eine Mannesthat so ein gutes, gläubiges Mädchenherz erobert zu haben. Erobert? Nein, er nahm den starken Ausdruck zurück

sowie er ihn gedacht. Vorläufig nur: zur Dankbarkeit verpflichtet. Das war ja auch ganz genug für seine geringe Leistung — und an Liebesgeschichten hatte er nie gedacht, niemals seit seiner Bubenzeit in Bayreuth, wo er mit einer Bäcker- und Bräuerstochter einen kleinen Roman erlebt hatte, der mit einer schmerzlichen Enttäuschung endigte, indem das Mädchen, sobald er das Gymnasium verlassen hatte, es vorzog, einen zwar subalternen, aber doch pragmatischen Beamten zu heiraten. Seither hatte kein weibliches Wesen irgend welche Bedeutung mehr für sein inneres Leben gewonnen. Er war kein Mann für die Weiber, und die Weiber waren nichts für ihn. Er kannte überhaupt nur Zimmervermieterinnen, Konservatoristinnen und sonstige „Klaviergänse“, und alle diese drei Gattungen waren ihm im Grunde der Seele zuwider, außer wenn es ihm gelang, sie humoristisch zu erfassen — womit natürlich selbst den gefährlichsten schon sozusagen der Stachel abgebrochen war. Am Nachmittag saß er bereits wieder mit demselben Eifer wie immer über seinen Lisztschen Etüden am Klavier und auch die gesunde Nachtruhe wurde ihm durch keinerlei unprogrammmäßige Träume gestört.

Da kam am nächsten Morgen ein zweites blaßblaues Briefchen. Das lautete:

„Lieber Herr Mayr!

Was werden Sie von mir denken, daß ich mich schon wieder an Sie wende, aber ich bin so unglücklich und weiß keinen andern Rat und habe keinen andern Freund als Sie. Mama hat richtig schon wieder einen neuen Lehrer für mich engagiert. Der Herr hat heute nachmittag seinen Besuch gemacht. Er sagte, er hätte gehört, daß für die ‚merkwürdig begabte‘ Tochter des Hauses ein Lehrer gesucht werde; er gebe sich sonst gar nicht mit Klavierunterricht ab, da er ein schaffender Künstler sei. Aber es würde ihm eine Ehre sein, in diesem Falle eine Ausnahme zu machen, wo es sich um ein Haus handle, dessen ernste Kunstpflege in der ganzen musikalischen Welt der Hauptstadt so bekannt sei. Bisher hätte er nur einigen russischen Fürstinnen Unterricht gegeben, auf deren Schlössern er ganze Jahre zugebracht habe. Dann mußte ich dem Herrn etwas vorspielen. Ich habe noch viel schlechter

gespielt als bei Ihnen. Und trotzdem fand er, daß ich ein ganz bedeutendes Talent hätte! Ich wäre nur durch eine grundfalsche Methode verdorben worden. Mama sagte, daß ich bei Ihnen Stunde gehabt hätte. Da sagte er, Sie wären ein Holzhacker, aber kein Klavierspieler. Sie hätten keine Seele und kein Verständnis für den schaffenden Künstler! Sie hießen in Musikerkreisen immer nur der Kraft-Mayr und jetzt wären Sie in einen Prozeß verwickelt, weil Sie eine ältere Dame Affenschwanz und alte Kuh geschimpft hätten! In Ihren Mußestunden amüsierten Sie sich damit, daß Sie Ihren Wirtsleuten etwas in den Kaffee thäten, wonach ihnen allen übel wurde, so daß sie zum Doktor schicken mußten. Lieber Herr Mayr, ich bin fest überzeugt. daß das alles ebenso gelogen ist wie daß ich Talent haben soll. Bitte, helfen Sie mir, wenn Sie können. Der Herr heißt: Antonin Prczewalsky, Tonkünstler, Schumannstraße 2. Mama gefiel er sehr und hat sie ihn gleich engagiert. Er hat auch eine eigene Komposition vorgespielt. Ich verstehe vielleicht nichts davon, aber ich fand sie scheußlich. Wie Sie einmal gesagt haben: Schneckenschleim mit Himbeersauce. Auch schnaufte er beim Spielen immer durch die Nase. Mein Vater war leider ausgegangen, aber er hätte wohl doch nichts dagegen thun können. Morgen um Zwölf soll ich die erste Stunde haben und will ich versuchen, ob ich nicht vorher zum Postamt 7 hinüberhuschen kann, ob vielleicht ein Brief von Ihnen da ist. Das wäre mir ein Trost. Ich bitte Sie nochmals von Herzen, lieber Herr Mayr, helfen Sie mir und würde es dem Herrn nicht schaden, wenn Sie ihn durchhauen würden, obwohl ich nicht weiß, ob Sie so intim mit ihm bekannt sind.

Um halb Zwölf bin ich also am Postamt 7, falls Sie mir etwas mitzuteilen haben und verbleibe ich Ihre dankbare ergebene Schülerin

Thekla Burmester."

Als Florian Mayr mit dem Brief fertig war, blitzten seine Augen und um seine Mundwinkel zuckte es von satanischer Fröhlichkeit. Er beendigte rasch sein Frühstück und machte sich alsbald zum Ausgehen fertig. Es schneite zwar draußen, aber trotzdem griff er nicht nach seinem



Schirm, sondern unterzog vielmehr seine drei Stöcke einer sorgfältigen Prüfung auf Schwere, Elastizität und Handlichkeit. Er entschied sich schließlich für einen äußerst biegsamen, mit Hanf umflochtenen und lackierten Stahlstab mit einer gleichfalls umflochtenen Bleikugel als Handgriff, einen der inzwischen längst aus der Mode gekommenen sogenannten Totschläger. Es genierte ihn nicht im mindesten, daß die Zusammenstellung von Totschläger und Cylinderhut wahrscheinlich einen komischen Eindruck auf das Straßenpublikum machen würde. Das Prügelmotiv aus den Meistersingern „Da hieb ich ihm den Buckel voll“ vor sich hinpfeifend, sprang er die Treppe hinunter und begab sich in beschleunigter Gangart nach der Schumannstraße Nr. 2.

Im ersten Stock lachte ihm die Visitenkarte: Antonin Prczewalsky, Tonkünstler, entgegen. Er klingelte energisch. Eine dicke Madame in schmieriger Morgenjacke erschien. „Sind der Herr Tonkünstler vielleicht daheim?“ erkundigte er sich.

Die Wirtin war etwas erstaunt ob dieser sonderbaren Anrede. „Sie meinen wohl den polnischen Herrn? Na natürlich is er zu Hause. Aber so früh darf ich keenen rin lassen. Um die Zeit schläft er noch.“

„O das macht nichts, Madamchen,“ versetzte Florian treuherzig. „Ich bin ein alter, lieber Freund von ihm. Er wird sich sehr freuen, mich zu sehen. Lassen S' mich nur gefälligst hinein. Ich werd' ihn schon munter kriegen.“

„Na denn bitte, auf Ihre Verantwortung. Der Herr kann sehr eklig sind, wenn man ihn aus 'n Schlafe weckt.“

„Ick ooch!“ versetzte Florian doppelsinnig und öffnete ohne weiteres die Thür, die ihm die dicke Madame bezeichnete.

Prczewalsky bewohnte einen elegant möblierten Salon nebst Kabinett. Der Salon war freilich nur halb so groß als Florians Eckzimmer am Luisenplatz, dafür war aber auch die Eleganz überwältigend. Ein Teppich ging durch das ganze Zimmer, ein Teppich freilich, der schon vor zwanzig Jahren nicht mehr neu gewesen war. In einer Ecke befand sich eine Polstergarnitur um einen runden Tisch herum, Sofa und drei Fauteuils in dunkelgrünem Plüsch, wie sie in den fünfziger Jahren in allen „guten Stuben“ zu sehen waren. Die gehäkelten Antimacassars hingen zusammengeknüllt, nur noch von einer Stecknadel

gehalten an den Rücklehnen der Fauteuils herunter. Vor dem Sofa lag eine polnische Zeitung auf der Erde, Cigarrenasche überall auf dem grünen Plüsch und auf dem Teppich. Ueber dem Sofa in einem ovalen Goldrahmen hing eine Photographie des Tonkünstlers, ein Brustbild in halber Lebensgröße. Darüber ein verdorrter Lorbeerkranz. An der gegenüberliegenden Wand, nahe am Fenster, stand der Schreibtisch, darauf abermals in einem Bronzerahmen ein Porträt des Tonkünstlers in Makartformat, wie er am Flügel saß, den Blick träumerisch in die Weite gerichtet. Einige Kabinettbilder von meist sehr dekolletierten Damen darum herum. Mitten im Zimmer stand ein Blüthnerscher Stutzflügel, offen. Auf dem Pult ein aufgeschlagenes Heft Chopin, daneben ein mit Bleistift geschriebenes Notenmanuskript. Der Tonkünstler war augenscheinlich damit beschäftigt, ein Werk seines großen Landsmanns nachzuempfinden. Auch auf den Tasten lag Cigarettenasche.

Nach kurzer Umschau in diesem vom Genius geweihten Raume trat Florian Mayr an die Thür des Schlafkabinetts und horchte. Lautlose Stille. Er öffnete vorsichtig die Thür und schaute hinein. In süßem Schlummer lag der schöne Antonin im Bette, der Mund stand ihm offen, vom sanften Hauche seines Odems leicht bewegt wehte das eine Ende seines melancholischen Schnurrbarts darüber auf und nieder. Um die weiße, hohe Stirn, die wohl noch in später Nacht der Kuß der Chopinschen Muse berührt haben mochte, buhlten einige aufgelöste dunkle Locken.

Florian Mayr genoß nur eine halbe Minute lang den berauschenden Anblick des schlummernden Genius. Dann trat er in den Salon zurück, die Thür weit offen lassend, und setzte sich ans Klavier. Nach der schönen Melodie des Beckmesser im letzten Akt der „Meistersinger" intonierte er das „Morgen ich leuchte im rosigen Schein, voll Blut und Duft geht schnell die Luft," dann Fortissimo das Beckmessersche Guitarrengerupf dazwischen — und dann fiel er unvermittelt auf die Prügelmelodie, ja er erlaubte sich sogar den Spaß, sie mit zwei Händen in Oktaven herunterzuhämmern, und zwar mit der linken Hand einen halben Ton tiefer als mit der Rechten.

Es klang entsetzlich. Ein wahrhaft höllischer Morgenweckruf, der auch das reinste Gewissen um seinen Schlaf-

frieden zu bringen im stande gewesen wäre. Florian hielt einen Augenblick inne. Da in der Kammer brummte und schnaufte etwas, und dann glaubte er die Silben „psia krew“ zu vernehmen.

„Grüß Gott, Herr Kollege!“ rief er munter zurück. „Ich wollte mir nur erlauben, Ihnen ein Ständchen zu bringen.“ Er ergriff seinen Stock und trat auf die Schwelle des Schlafkabinetts. Dort nahm er seinen Cylinder ab und führte eine ironische Verbeugung gegen das Bett aus.

Schlaftrunken rappelte sich Prczewalsky auf und rieb sich die Augen. Jetzt erst erkannte er seinen Morgenbesuch. Er räusperte sich, puffte heftig ein paarmal Luft durch die Nase und sprach: „Warum wecken Sie mich? Schneißlich! Gemeinheit! Was wollen Sie von mir?“

„O bitt' schön, ich wollte Ihnen nur meine Dankbarkeit bezeigen für die freundliche Auskunft, die Sie gestern über mich gegeben haben.“ Florian sagte das im liebenswürdigsten Ton von der Welt, während er dabei seinen Cylinderhut anstandslos wieder aufsetzte und mit der Linken den Bleiknopf des Totschlägers erfassend, den biegsamen Stab scherzhaft über der Bettdecke auf und ab und hin und her pfeifen ließ.

Prczewalsky zuckte jedesmal zusammen, wenn das Ding seiner Nase zu nahe kam. Er ergriff das Federbett mit beiden Händen, hielt es schützend über sein Haupt empor und duckte sich darunter. „Lassen Sie doch den Stock weg,“ näselte er ängstlich. „Sie machen mich ganz nervös.“

„Ach, das thut nichts,“ versetzte Florian freundlich lächelnd. „Wissen S', ich muß immer was zum Spielen in der Hand haben — damit die Finger net steif werden, wissen S'. Das ist ein wundernettes Steckerl, was?“ Und mit scharfem Pfiff ließ er ein paar Hiebe dicht vor des Tonkünstlers Nase vorbeisausen. „Ein wahrer Genuß wär' mir das, damit einem rechten würdigen Subjekt ein paar überzuziehen. Wissen Sie vielleicht jemanden?“

„Gehn Sie doch fort. Lassen Sie mich in Ruh!“ rief der schöne Pole, nur mit einem Auge ängstlich unter dem Deckbett hervorlugend. „Ich bin nicht gewohnt, so früh morgens Besuch zu empfangen.“

Florian nahm seinen Stock unter den Arm, steckte die Hände in die Taschen seines Ueberziehers und fuhr

fort, ohne die Zwischenrede Antonins überhaupt zu beachten: „Bitt' schön, wie würden Sie gegen einen Kollegen verfahren, der von Ihnen behauptet hätte, Sie wären ein Holzhacker, aber kein Klavierspieler, hä?"

Prczewalsky horchte auf und schob das Deckbett zurück.

„Wie würden Sie z. B. gegen mich verfahren, wenn ich von Ihnen behaupten wollte, Sie seien ein fader Lapp, ein schleimiger Aff, ein hinterlistiger, miserabler Fuchsschwänzer und was weiß ich? Ein nachempfindsamer, blöder Trottel, aber kein schaffender Künstler? Na, Herr Kollege? Dees wenn ich von Ihnen behaupten thät, was thäten S' dazu sagen?"

Prczewalsky setzte sich im Bett auf, fuhr sich durch das wirre Gelock, pfauchte aufgeregt durch die Nase und rief: „Ich lasse mir nicht gefallen! Sie sind gekommen, mich zu beleidigen. Gehn Sie hinaus!"

„Aber lieber Herr Kollega, regen S' Ihnen nur net auf! Ich red' ja nur beispielsweis. Ich möcht' ja nur von Ihnen wissen, was ich dem Kerl anthun soll, der von mir behauptet hat, ich hätt' eine würdige ältere Dame ‚Affenschwanz' und ‚alte Kuh' geschimpft und wär' darum verklagt worden. Und ein Giftmischer wär' ich auch."

„Das ist nicht wahr, das hab' ich nicht gesagt. Wer hat Ihnen gesagt?"

„Je da schau! Sie wär'n des also? Wissen S', von Ihnen hätt' ich dees nit glaubt, Herr Kollega. Daß man um zehn Mark einem schon so viel G'meinheiten nachsagen kann, dees hätt' ich doch wirklich nimmer für möglich gehalten. Also bitt' schön, wollen S' jetzt so gut sein und sich entscheiden, ob ich Sie wegen Verleumdung belangen soll und vor der ganzen Kollegenschaft blamieren, oder ob Sie lieber eine Tracht Prügel unter vier Augen in Empfang nehmen wollen."

„So, khn, khn! — — soo! O! — Sie drohen mich zu schlagen," stieß Prczewalsky mit zitternder Stimme hervor. „O, Sie werrden mich schlagen, nicht wahr? O, ich werrde mir nicht gefallen lassen! O, ich werrde Sie verklagen wegen Gewalt in meine eigene Wohnung."

„Bitte sehr, des können S' ja nachher thun," versetzte Florian ungerührt. „Aber erst müssen S' doch die Prügel kriegt haben, eh' S' mich drum verklagen können. Also bitt'

schön, steigen S' nur 'raus aus 'm Bett. Machen wir die G'schicht' g'schwind ab. Bis dat qui cito dat, sagt der Lateiner." Dabei erhob er drohend den Stock in der Rechten und machte mit der Linken eine rasche Bewegung nach dem Lockenhaupte seines Opfers, als wollte er es beim Ohr aus dem Bette ziehen.

Der schöne Antonin ward käsweiß im Gesicht. Er ließ sich aufs Kopfkissen zurückfallen, strampelte schwach mit den Beinen und wehrte ungeschickt mit beiden Armen den drohenden Griff des Racheengels ab. Dabei jammerte er kläglich: „Lassen Sie mich! O, Sie gemeiner Mensch — ich werrde mir nicht gefallen lassen!"

Meister Florian ließ den Stock sinken, trat einen Schritt zurück und sagte scheinbar baß erstaunt: „Ja, was is jetzt dees? Mir scheint fast, Sie mögen gar keine Prügel! Ja, wissen S', des dürfen S' nur sagen, nachher treffen wir halt ein andres Arrangement. Ich will Ihnen was sagen: geben Sie mir das schriftliche Versprechen, auf den Unterricht im Hause des Konsuls Burmester ein für allemal zu verzichten, dann will ich Ihnen Ihre hundsgemeinen Verleumdungen für diesmal nicht weiter nachtragen. Also bitt' schön, wenn Ihnen das lieber is, so stehen S' nur auf und schreiben S' mir's nieder."

„Ja, aber geh'n Sie hinaus," seufzte Antonin sichtlich erleichtert, „sonst kann ich doch nicht aufsteh'n."

„Ach, wegen meiner brauchen S' sich nit zu genieren," sagte Florian, gutmütig lachend. „Da schau, da geht ja eine Thür auf den Gang hinaus. Da möchten S' g'wiß gern 'nausschlupfen. O naa, mein Lieber, des gibt's nit!"

Der Schlüssel steckte innen im Schloß. Florian trat zur Thür, überzeugte sich, daß sie verschlossen sei, zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche. „So, jetzt hammer's. Bitte, verweilen Sie sich nur net zu lang bei der Toilette, ich hab' keine Zeit, wissen S'. Sie erlauben doch, daß ich derweil Ihren miserabeln Flügel a bissel zusammenschlag'?" Und ohne eine Antwort auf diese harmlose Bitte abzuwarten, ging er, die Thür hinter sich nur anlehnend, in den Salon. Stark auftretend, machte er einige Schritte und schlich dann auf den Zehenspitzen bis dicht unter die Thür zurück. Da drin knarrte das Bett. Der schöne Antonin erhob sich und jetzt — richtig, das

hatte er erwartet! Er wollte die Thür geschwind ins Schloß drücken und sich von innen einriegeln. Aber Florian war flinker als er. Er steckte seinen Totschläger durch die Spalte und dann schob er mit einem leichten Druck der Schulter gegen die Thür den sich vergeblich dagegen stemmenden Tonkünstler zurück und streckte, freundlich grinsend, seinen Kopf in das Kabinett.

„Naa, naa, lieber Herr Kollega, so hab' ich des net gemeint. Kommen S' nur herein wie S' da grad' sind. Zum Verlieben schaun S' aus; schad, daß i kein Madel bin. Oder nehmen S' sich doch lieber an Schlafrock um, Sie könnten sich am End' verkälten."

Prczewalsky biß die Zähne zusammen und knirschte eine polnische Verwünschung vor sich hin. Es blieb ihm nichts übrig, als gehorsam in den Schlafrock zu schlüpfen und seinem Peiniger in den Salon zu folgen. „Was wollen Sie also noch von mir?" fragte er mit verbissener Wut.

„Bitt' schön, Herr Kollega, setzen Sie sich nur da nieder und schreiben Sie ungefähr in folgendem Sinne: Ich Endesunterschriebener verpflichte mich hiermit auf Ehrenwort, dem Fräulein Thekla Burmester unter keiner Bedingung Klavierunterricht erteilen zu wollen, auch keinen andern Lehrer dorthin zu empfehlen. Sollte ich trotzdem dieses mein Ehrenwort nicht halten, so bekenne ich, ein ganz gemeiner Lump zu sein, und erbiete mich, die von Herrn Florian Mayr, Pianist dahier, etwa über mich verhängte Prügelstrafe ohne Widerspruch in Empfang nehmen zu wollen. Unterschrift und Datum."

Antonin saß und schrieb. Es schien ihm schwer zu werden, denn er gönnte sich mehrfach kurze Ruhepausen dazwischen, die er mit tiefen Seufzern und unartikuliertem Gegrunz ausfüllte. Endlich überreichte er dem geduldig harrenden Mayr das fertige Schriftstück.

Der las es mit ziemlichem Ernste durch und sagte: „Sie haben ja den gemeinen Lumpen und die Prügelstraf' ausgelassen?"

Antonin zuckte nur die Achseln. Kreidebleich, mit schlotternden Knieen und wirrem Haarwust saß er da in seinem Schreibstuhl, ein wahres Jammerbild. Florian empfand fast Mitleid mit ihm. Er faltete das Papier zusammen, steckte es in seine Brusttasche und sagte: „Also

lassen wir's gut sein. Wenn Sie Ihr Wort nicht halten, sind S' ja doch ein gemeiner Lump, ob Sie's mir nun schriftlich geben oder net. Und die Prügel bleiben Ihnen dann auch net g'schenkt; ich werd' schon fein Obacht geben auf Sie! Also, wertester Herr Kollega, ich hab' die Ehre, recht guten Morgen zu wünschen." Damit lüftete er den Hut, legte den Kammerschlüssel auf den Tisch und schritt nach der Thür.

Der schöne Antonin sprang auf, ballte seine Fäuste hinter ihm her und knirschte wutschnaubend: „Herr Mayr, ich muß Ihnen sagen, Sie sind ein . . ."

„Was, bitte?" unterbrach Florian, seinen Stock wie zur Auslage erhebend.

„O, ein serr — — merkwürdiger Mensch sind Sie," vollendete jener mit scheuem Flüstern.

„Sehr liebenswürdig," sagte Florian, verbeugte sich dankend und verließ das Zimmer.

Er hatte kaum den Fuß draußen auf die Treppe gesetzt, als hinter seinem Rücken die Thür aufgerissen wurde. Da stand der edle Pole im Schlafrock und bloßen Beinen und schrie, so laut er konnte: „O Sie, Herr, ich habe Sie die Treppe hinuntergeworfen, wissen Sie!" Er verschwand ungemein rasch, warf die Thür krachend hinter sich ins Schloß und dann hörte ihn Mayr im Korridor schreien: „Madame Cebrian, bitte, Sie sind Zeuge, daß ich diesen Herrn soeben die Treppe hinuntergeworfen habe."

Ganz ungemein vergnügt trollte sich Meister Florian nach dem bekannten Privatkonservatorium, wo er an diesem Vormittag zu unterrichten hatte. Er hatte eigentlich bis Zwölf zu thun, aber um elf Uhr ersuchte er einen Kollegen, ihn zu vertreten, da er seine Großmutter von der Bahn abholen wolle. Die Sache ließ sich unschwer machen, und so befand sich Herr Florian Mayr wenige Minuten nach Elf bereits unterwegs nach dem Postamt Nr. 7. Eine Viertelstunde lang mußte er vergebens auf und ab patrouillieren, bevor seine Geduld durch das Erscheinen des Fräulein Thekla belohnt wurde. Sobald er sie um die Ecke biegen sah, trat er in einen Thorweg neben dem Postamt und hielt sich dort versteckt, bis sie seinen Brief in Empfang genommen hatte und, scheu um sich blickend, wieder auf die Straße trat. Dabei ward

sie seiner ansichtig und stieß einen ganz leisen Schrei freudiger Ueberraschung aus.

Florian Mayr ging ihr entgegen und drohte lachend mit dem Finger. „Ei, ei, Fräuleinchen! Was ich von Ihnen weiß! Sie holen sich heimlich postlagernde Briefe ab. Von jungen Herren wohl gar? Dees wenn ich der Frau Mama sagen thät'!"

Thekla errötete verlegen, indem sie seinen höflichen Gruß mit einem etwas ungeschickten Knicks erwiderte. „Ach, Herr Mayr, Sie spassen ja nur," sagte sie niedlich dumm. „Sie wissen doch, daß ich mir nur Ihren Brief geholt habe."

„Erlauben Sie, Fräulein, bin denn ich vielleicht kein junger Mann?" begehrte er auf. „Ich hab' freilich ein Gesicht wie ein lederner Kirchenvater auf den ältesten Bildern. Sie haben wohl gar keine Ahnung, wie elend jung ich bin? Dreiundzwanzig! Ja, gelten S', da spannen S'? Ich bin im gefährlichsten Alter — ich meine, wo man zu den größten Dummheiten fähig ist."

„Ach nein, Herr Mayr," entgegnete Thekla, indem sie zweifelnd zu ihm aufblickte.

„Doch, doch! In meinem Brief da steht's ja drin, daß ich Sie entführen will. Wenn des keine Dummheit is, nachher weiß ich net . . ."

„Ach, wirklich?" rief Thekla leise mit einem freudigen Aufblitzen ihrer Augen.

Sie waren nebeneinander hergegangen, um die nächste Ecke gebogen und spazierten nun die Jerusalemerstraße hinunter, ohne sich dessen bewußt zu sein. Florian schaute auf das hübsche, frische Mädchen an seiner Seite, dem das dunkle Samtkleid mit Pelzkragen und -kappe gar reizend stand, mit einem drolligen Ausdruck herab, — stark onkelhaft und ein klein wenig verliebt dazu. Ihre liebliche Verlegenheit machte ihm ein ungeheures Vergnügen. „Ja, ja, was denken Sie von mir?" fuhr er fort. „Halbe Maßregeln sind mir immer zuwider gewesen. Eh' daß ich Ihnen wieder Klavierstunden geben lasse, entführ' ich Sie schon lieber. Das wär' nachher doch die einzige Möglichkeit. Hab' ich net recht?"

„Ja, wenn Sie meinen, Herr Mayr," versetzte Thekla schüchtern. Sie wußte jetzt schon gar nicht mehr, ob er es ernst meinte, oder sie nur aufziehen wollte. „Haben

Sie denn meinen zweiten Brief auch bekommen?" fügte sie rasch hinzu, um ihre Verlegenheit nicht merken zu lassen.

Er bejahte und erstattete ihr darauf einen höchst anschaulichen Bericht über seinen Morgenbesuch bei dem edlen Pan Prczewalsky. Thekla war so stolz und glücklich; ihre Wangen brannten, ihre Augen glänzten, wie sie so gespannt horchend zu ihrem langen, schlanken Helden emporschaute, welcher, nur mit einem einfachen Totschläger bewaffnet, es gewagt hatte, für sie in den Kampf zu ziehen, die Höhle des langmähnigen Ungeheuers zu betreten, dem ihre unerbittlich musikalische Mama sie hatte ausliefern wollen.

„Wie gut Sie sind, Herr Mayr," sagte sie warm, als er mit seiner Erzählung zu Ende gekommen war. „Glauben Sie wirklich, daß er jetzt nicht mehr wiederkommen wird?"

„Das können wir ja gleich feststellen, für heut wenigstens," erwiderte Mayr. „Um zwölf Uhr sollte er antreten, net wahr? In ein paar Minuten ist's zwölf; also schauen wir zu."

„Gleich Zwölf?" rief Thekla erschrocken. „Ach du liebe Zeit, da muß ich ja flink nach Hause. Wo sind wir denn eigentlich? Wir haben uns ja ganz verlaufen."

„Ah was, heut brauchten S' eigentlich gar nimmer heim, Fräulein Thekla," lachte Mayr. „Klavierstunde is heut ja doch keine, und Spazierengehen ist viel gescheiter. Ich hab's Ihnen ja doch auch verschrieben."

„Ach Gott, Herr Mayr," versetzte sie ängstlich, „ich möchte ja auch viel lieber mit Ihnen spazieren gehen, aber ich muß doch um Zwölf zu Hause sein. Mama weiß doch nicht, daß der polnische Herr nicht kommt. Und was soll ich denn sagen, wo ich gewesen bin, wenn ich gar nicht nach Hause komme? Ach Gott, hier sind so viele Menschen, wenn uns nur kein Bekannter gesehen hat!" Sie schritt sehr rasch dahin, in der Richtung nach der Markgrafenstraße. Ganz aufgeregt war sie und hörte gar nicht mehr auf die kleinen Neckereien über das Rendezvous, die er unterwegs an sie richtete.

Auf dem französischen Dom am Gendarmenmarkt schlug es Mittag, bevor sie noch das Haus, in welchem der Konsul Burmester wohnte, erreicht hatten. Und sie waren noch etwa fünfzig Schritt von der Hausthür entfernt, als sie just — Herrn Antonin Prczewalsky heraus-

treten sahen. Thekla bekam einen solchen Schreck, daß sie nicht wußte, ob sie umkehren und davonlaufen, oder sich hinter ihres Freundes Rücken verstecken sollte. Da nahm dieser sie fest bei der Hand und zog sie ohne weiteres mit sich fort. Nur wenige Schritte noch und sie standen vor dem Tonkünstler, welcher gesenkten Hauptes und mit zugekniffenen Augen dahinwandelnd, ihrer nicht eher gewahr wurde, als bis es zu spät war, ihnen auszuweichen.

„J, schau da, wo kommen denn Sie her, Herr Kollega?“ rief Florian jovial, indem er dabei, wohl um seiner Begrüßung mehr Nachdruck zu geben, mit dem Stocke zu fuchteln begann, wie ein besonders junger und schneidiger Corpsstudent. „Sie haben sich doch nicht etwa zum Herrn Konsul hinaufbemüht? Sie sehen, das Fräulein hat Sie heute gar nicht erwartet.“

Brczewalsky rang nach Worten. „O, ich sehe — ich verstehe vollkommen,“ stammelte er. „Mein gnädiges Fräulein, entschuldigen, ich muß verzichten auf die Ehre. Ich habe der Frau Mutter meine Grinde mitgeteeilt.“

„Ach, is wahr?“ rief Florian erstaunt thuend. „Das wird aber jetzt dem Fräulein schrecklich leid thun; nicht wahr, gnädiges Fräulein?“

Thekla wußte in der Verlegenheit nur zu lächeln.

Der schöne Antonin zog seinen Hut vor dem Mädchen, schüttelte seine Locken zurück und schnaufte, indem er ihn wieder über den edlen Schädel zog: „Entschuldigen gnädiges Fräulein, ich bin serr beschäftigt. Frau Mutter war in Sorge um Sie; wird sich serr freuen, daß in so sicherer Begleitung spazieren gegangen sind. Guten Morgen!“

Damit setzte er sich in Bewegung, ohne Mayr auch nur eines Blickes zu würdigen. Der zog den Hut tief und lief lustig hinter ihm drein: „Hab' die Ehr', Herr Kollega! Hat mich wirklich ungemein gefreut!“ Und vergnüglich vor sich hinlachend, ergriff er Theklas Hand, drückte sie fest und zog sie, langbeinig weiterschreitend, mit sich fort.

Nur wenige Schritte war er gegangen, da fühlte er sich unsanft von einem harten Gegenstand am Schulterblatt berührt. Er wandte sich rasch um. Vor ihm stand der schöne Antonin, der ihm nachgelaufen war und ihn mit dem Knauf seines Regenschirms angestupft hatte.

„Ich verbitte mir,“ pfauchte der Tonkünstler, „ich

verbitte mir ſerr energiſch. Ich kenne Sie nicht. Haben Sie mich verſtanden? Ich wünſche von gänzlich unbekannten Leeiten nicht gegrüßt zu werden.“ Sprach's, drehte ſich auf dem Abſatz herum und entfernte ſich hoch erhobenen Hauptes.

Florian ſchaute ihm eine kleine Weile ſchmunzelnd nach, dann ſagte er nicht eben troſtlos: „Weh mir, ich bin gerichtet!“

Thekla war im Augenblick für den Humor nicht ſehr empfänglich. „Ach Gott, ach Gott, was ſoll ich jetzt bloß ſagen, wenn ich hinaufkomme?“ fragte ſie ängſtlich.

„Die Wahrheit, was denn ſonſt? Ich nehm' alles auf mich, mein liebes Fräulein.“ Und mit einem letzten freundſchaftlichen Händedruck ließ er ſie vor ihrer Hausthür los.

---

## Fünftes Kapitel.

### „Satan“.

Am ſelben Abend folgte Florian Mayr der Einladung des Herrn Raphael Silberſtein zur Vorführung des Muſikdramas „Satan“. Er kam etwas zu ſpät; aber er hätte gar nicht nötig gehabt, ſo vorſichtig auf den Zehenſpitzen ins Zimmer hineinzuſchleichen, denn der dämoniſche Peter Gais war eben dabei, die ganze Hölle loszulaſſen. Der Bechſteinſche Konzertflügel größten Formats, ein Inſtrument, das ſchon ſeine zwanzig Jahre auf dem Rücken haben mochte, zitterte unter den wuchtigen Tatzen ſeines genialen Bändigers. Grollende Tremolos, toſende Oktavengänge im tiefſten Baßregiſter, martellando angeſchlagen, klirrendes Kettengeraſſel wild aneinander gereihter verminderter Septimenaccorde, chromatiſche Läufe, hinauf und hinunter brandender Giſcht, ſpitze aufzüngelnde Flammen, rollender Donner im Bauch der Erde, dröhnende Kontrafinſternis und grelle Diskantblitze — das war das Tongemälde der Hölle, das war dekorativer Stil al fresco.

Florian Mayr blieb neben der Thür ſtehen und hatte zunächſt keinen Blick für die verſammelte Geſellſchaft. Es war wahrhaftig eine Muſik, bei der einem Sehen und faſt auch Hören verging. Aber Kraft und Feuer des Vortrags mußten dem Muſiker wie dem Laien imponieren.

Peter Gais hatte in seinem Aeußeren fünf Achtel von Beethoven, zwei Achtel von Rubinstein und ein Achtel inkongruenter Bestandteile, welche also wohl original-Gaisischen Ursprungs waren. Er war kaum mittelgroß, untersetzt; sein Kopf sehr dick; noch dicker seine Nase, ein schwungloser Klumpen; die Stirn hochgewölbt, mit auffallenden musikalischen Ausbuckelungen, die gelben Augenbrauen kaum sichtbar, die wasserblauen runden Augen stark hervorquellend, der Mund groß, brutal, aber die Lippen fest, energisch; das ganze Antlitz ungesund bleich, käsfarbig, völlig bartlos; das Haar gelbgrau, glatt aus der Stirn zurückgestrichen, scheitellos, lang aber nicht üppig. Vornübergebeugt, mit festgeschlossenen Lippen starrte er in sein Manuskript und bearbeitete die Klaviatur mit Vierhändekraft. Und hinter ihm saß, vor lauter Ehrfurcht nur die äußerste Spitze seines schiefgestellten Stuhles berührend, Raphael Silberstein und blickte über die Schulter des Gewaltigen in das Manuskript, um die Seiten umzublättern. Er war reichlich zwei Kopf größer als Peter Gais, sehr schlank und hager, hatte kurzgehaltenes pechschwarzes Bürstenhaar und ein gar unscheinbares, schwarzes Bärtchen unter der unverkennbar rassenechten Riesennase. Wenn diese allzu aufdringliche Nase nicht gewesen wäre, hätte man Raphael Silberstein mit seiner runden, glatten Madonnenstirn, seinen starken, schwarzen Brauen, den tiefliegenden, großen Schwärmeraugen und der krankhaft blassen aber reinen Haut seines blassen Gesichts fast einen schönen Jüngling nennen dürfen. Er hatte in seinem Gesichtsausdruck wie in der unbeholfenen Geste seiner überlangen Gliedmaßen etwas kindlich Rührendes. welches aber durch die Nase der steten Gefahr ausgesetzt war, ins Lächerliche umzuschlagen.

Der Höllensturm flaute ab. Ein paar abgehackte, einzelne Schläge noch, dann setzte ein offenbar vom Bläserchor vorzutragendes düster imposantes Thema ein; wahrscheinlich ein „Motiv der satanischen Majestät“. Ein junges Mädchen, klein, überschlank, ein schmales, blasses Gesichtchen mit großen Märtyreraugen darin, von einem Wust weichen, dunkelbraunen Gelocks umrahmt, das in üppiger Fülle gerade bis auf die Schultern herabfiel, erhob sich geräuschlos von seinem Stuhl nahe der Thür und

überreichte Florian Mayr ein autographiertes Textbuch zum „Satan“, indem es mit dem Finger auf die Stelle deutete, die jetzt darankam.

Er las: „Die Teufel und die Verdammten fliehen in die glühenden Felsenklüfte. Satan steigt aus der Tiefe herauf, lacht ihnen verächtlich nach, breitet seine mächtigen Fledermausschwingen aus und besteigt den Felsenthron vorn rechts.“ Und nun folgte ein großer Monolog des Satans, der für den Herrn der Finsternis insofern allerdings höchst charakteristisch war, als es absolut dunkel blieb, was der Herr eigentlich sagen wollte. Es war ein Wust gewaltig klingender Worte, in recht schlechte Verse gefaßt. Nur so viel schien daraus hervorzugehen, daß seine höllische Majestät beabsichtigte, eine christliche Heilige zu verführen, welche augenblicklich im Kerker eines römischen Zirkus der Stunde entgegenbangte, in der sie den wilden Bestien vorgeworfen werden sollte. Wodurch gerade dieses arme Mädchen die Aufmerksamkeit Satans auf sich gelenkt hatte, war vorläufig noch nicht ersichtlich.

Doch nun begann Peter Gais zu singen, und Florian Mayr klappte das Textbuch zu, um gleich den übrigen Herrschaften andächtig zu lauschen. Das war aber leichter beschlossen als ausgeführt, denn Peter Gais sang so entsetzlich, wie es überhaupt nur ein deutscher Komponist fertig bringt. Er hatte keine Spur von Stimme, er gaumte fürchterlich, röchelte das R ganz hinten in der Kehle und sah außerdem mit den wütend hervorquellenden Augen und dem schief geöffneten Mund so sonderbar aus, daß es für weniger respektvolle Naturen schwer war, den nötigen Ernst zu bewahren. Doch gewöhnte man sich bald genug an die Schönheitsmängel dieser Vortragsunkunst. Der Komponist brachte doch wenigstens die dramatischen Accente scharf heraus, packte die Noten fest beim Kopf, so daß man wenigstens eine Ahnung von der melodischen Gestaltung bekam, und verfiel bei allen ihm zu hoch liegenden Stellen in ein rhythmisches Recitieren. Nach einer längeren Weile ging ihm freilich die Stimme ganz aus, und da begann er zu pfeifen mit vollem, tremolierendem Ton. Das war jedenfalls angenehmer anzuhören als sein dämonischer Gesang, wenn es auch freilich das Verständnis

des dramatischen Vorgangs noch mehr erschwerte als seine schlechte Textaussprache.

Nach einer halben Stunde angestrengten Zuhörens wußte Florian Mayr nicht mehr aus noch ein, obgleich er das Buch mehrmals zu Rate zog. Er wandte sich schließlich mit einer hilfeflehenden Gebärde an das dunkellockige Mädchen, und dieses merkwürdige Geschöpf wußte thatsächlich, ohne daß es selbst nachgelesen hätte, sofort die Stelle zu finden, wo sie sich gerade befanden. Sie kannte offenbar das Werk so gut wie auswendig. Florian hätte sie gern um nähere Auskunft über die unheimlichen Beziehungen Satans zu der Heiligen gebeten, aber sie wies schon seinen ersten Versuch, ihr eine Frage zuzuflüstern, mit einem so drohenden Blick zurück, daß er das kecke Unterfangen aufgab. Merkwürdig, dieser drohende Blick! Er hatte ihn getroffen, das fühlte er, und doch war er genau genommen um etwa vierzig Grad bei ihm vorbeigegangen. Das dunkle Mädchen mit den Märtyreraugen schielte! Schade um ihre zarte, blutlose Schönheit! Florian hatte sich auf einen Schemel ganz in ihrer Nähe niedergelassen und sich in die Betrachtung ihres überaus feinen Profils vertieft. An ihrer andern Seite saß ein Herr, der offenbar der gleichen Beschäftigung mit Eifer nachhing, ein großer, schlanker Mann mit dunklem Haar, rotblondem Henriquatre, zusammengewachsenen schwarzen Augenbrauen und einer Brille auf der zu kurzen Nase. Der Herr schien ganz bei dem dunklen Mädchen und wenig beim Satan zu sein. Und auch Florian Mayr fühlte, wie er immer mehr dem Banne des pfeifenden, heiser gröhlenden und das Klavier schon fast mit den Fäusten bearbeitenden Titanen entschlüpfte. Als fester Wagnerianer und begeisterter Lisztverehrer besaß er einen wohldressierten Magen, der gar gewaltige Tonmassen verdauen konnte; aber dennoch begann sich sein Nervensystem gegen die Satansmusik schon nach der ersten halben Stunde aufmerksamen Zuhörens energisch zu sträuben. Peter Gais war nämlich ein musikalischer Choleriker: Haß, Rache, Wut, Wollust, Hohn wußte er mit grellen, aber immerhin eindringlichen Farben zu malen, für alle sanfteren Gefühle fehlte ihm jedoch so ziemlich alles Ausdrucksvermögen. Die fromme Ekstase der Heiligen, welche die zweite Scene

vorführte, war kläglich trivial geraten, ein Christenchor ein monotoner Liedertafelsingsang. So war es nicht zu verwundern, daß diese Musik den Zuhörer sehr rasch ermüdete, ganz besonders aber den modern gebildeten Musiker, welchen die nur mit harmonischen und dynamischen Effekten arbeitende, fast durchweg homophone Musik nichts bieten konnte, was den Geist fesselte; es war nur die brutale Wirkung auf die Nerven — und so etwas können die gutmütigsten Nerven nicht lange aushalten! Auch Florian Mayr war anfangs geblendet gewesen von dem Farbenprunk dieser wirklich hochdramatischen Musik, dann hatte er noch längere Zeit hindurch die reichquellende Erfindung bewundert, welche höchst charakteristische Motive zu gestalten wußte — nun aber hungerte und dürstete ihn nach etwas Polyphonie, nach feiner kontrapunktischer Arbeit. Dies war offenbar alles nur so hingeschleudert; titanisch freilich — denn wüst übereinander getürmte Felsblöcke, wie sie der biedere Seismos in seinem Zorn fertig kriegt, imponieren ja auch, aber die feinere Herrgottsarbeit, die um das rohe Geklump die zartesten Organismen ranken und blühen läßt, die ward bei Peter Gais schmerzlich vermißt.

Fünfviertel Stunden lang hatte Florian Mayr sein Bestes gethan — jetzt konnte er nicht mehr. Er bewunderte das dunkellockige Mädchen, welches immer noch so bleich und ernst mit vorgestrecktem Kinn vor sich hinstarrte, ein Auge auf den Komponisten, das andre links um die Ecke gerichtet, und sich nicht im geringsten beirren ließ durch den Umstand, der doch jedes normale junge Mädchen zum Erröten gebracht hätte, daß es nämlich durch die bewundernden Blicke zweier Männer von rechts und links sozusagen in die Klemme genommen wurde. Florian fand nun auch Zeit, die übrigen Gäste einiger Beachtung zu würdigen. Er entdeckte einige wenige bekannte Gesichter darunter. Die meisten Herrschaften waren ihm fremd. Auf dem Sofa thronte ängstlich steif aufgerichtet ein rundliches, älteres Dämchen mit einem jugendlich glatten, unendlich gutmütigen Hühnchengesicht. Sie errötete, so oft sie jemand ansah, und stieß von Zeit zu Zeit einen leisen, tiefen Seufzer aus. Das war die Mutter des Komponisten. Neben ihr, bequem in die Sofaecke zurückgelehnt, die Beine übereinandergeschlagen, saß eine junge Dame, welche Florian

vor kurzem in der Singakademie gehört hatte, Ilonka Badacs, eine ungarische Pianistin, die sich in den Reklamen für ihr Konzert eine Lieblingsschülerin Liszts nennen ließ — was ihr übrigens Herr Mayr recht übel vermerkt hatte, denn er fand, daß sie zwar temperamentvoll, aber technisch überaus leichtfertig spielte. Ilonka Badacs hatte lasterhaft weite Augen, porzellanweiß und beinschwarz, einen großen sinnlichen Mund, herrliche Zähne, echt magyarischen Gesichtsschnitt und entsetzlich viel Puder auf dem nicht sehr reinlichen Teint. In einem Fauteuil neben ihr saß eine dicke Sängerin mit einer Mopsnase und blickte vergnügt und verständnislos darein. Eine andre jüngere Dame, groß, derbknochig, schlank und sehr intelligent ausschauend, saß ihr gegenüber auf der andern Seite des runden Tisches. Sie war eine junge Sängerin, die sich erst seit kurzer Zeit in Konzerten durch ihre prachtvolle Altstimme bemerkbar gemacht hatte. Die Herren waren in der Ueberzahl: außer dem schon erwähnten Profilbewunderer mit dem rotblonden Henriquatre noch fünf sehr junge Leute und ein mittelalterlicher Herr in einer Samtjacke, Typus eines schönen Mannes mit wallendem Haar, dunklem Schnurrbart und hoher Stirn. Da er für einen Tenoristen denn doch zu intelligent dreinschaute, mochte er wohl ein Violinvirtuos sein. Und schließlich war als einziger älterer Herr und zweifelloser Ehrengast auch noch ein Kapellmeister der Hofoper anwesend, ein dicker, untersetzter Herr mit Glatze, graumeliertem Vollbart, Brille und roter Nase.

„Satan", das Vorspiel der Tetralogie „Der Mensch", hatte nur einen Akt — aber was für einen! Als nach anderthalbstündiger harter Arbeit der Komponist sich erschöpft vom Klaviersessel erhob und um eine kleine Pause bat, war nach der Auskunft, die das dunkellockige Mädchen stirnrunzelnd erteilte, erst die gute Hälfte überstanden. Alles erhob sich, man reckte sich und streckte sich — und niemand wußte, was er sagen sollte. Raphael Silberstein stand krumm neben seinem genialen Freunde, ihn dennoch um zwei Hauptеslängen überragend und drückte ihm stumm die Hand. Er war ohne Zweifel der Ansicht, daß die allgemeine Sprachlosigkeit als tiefste Ergriffenheit zu deuten sei. Dann schwebte er auf den Zehenspitzen, aber mit

knarrenden Stiefeln auf den Ehrengast zu und flüsterte strahlend: „Nun, was sagen Sie, Herr Hofkapellmeister?“

Der dicke Hofmusikbeamte raffte sich als der letzte nun gleichfalls von seinem bequemen Sitz empor, hielt sich die Hand vor den Mund und flüsterte so zu dem langen Silberstein hinauf: „Ja, ja, dees war scho was. Aber wissen S', an Durst kriegt mer bei dem musikalischen Höllenzauber — a Glas Bier wenn i hätt, uijekerl, dees thät mi freuen!“ Der Herr Hofkapellmeister war nämlich ein geborner Münchener und ließ es sich angelegen sein, in der Reichshauptstadt den Urbajuvaren in Sprache und Manieren möglichst dick aufzutragen.

Raphael Silberstein raunte zurück, daß für einen leichten Imbiß und etwas Trinkbares gesorgt sei, und fragte dann bescheidentlich bei dem Komponisten an, ob er eine kleine leibliche Stärkung der Anwesenden gestatte. Darauf öffnete er die Flügelthüren zum Nebenzimmer und lud mit verlegenem Lächeln und leiser Stimme zu belegten Brötchen, Bier und Bowle ein.

Während des allgemeinen Aufbruchs ins Speisezimmer ergriff Raphael Silberstein Florian Mayr beim Arm und führte ihn dem Komponisten zu, der noch immer, sich den Schweiß von der Stirne trocknend, am Flügel stand. Er stellte die Herren einander vor.

„Ich habe schon einmal die Ehre gehabt,“ sagte Florian. „Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern —?“

Peter Gais nickte, lächelte zerstreut und reichte Florian die Hand zum Gruße.

Nun mußte der doch durchaus etwas sagen; wie aber in der Geschwindigkeit ein Urteil formulieren? Er schaute hinab auf seine Stiefel und hinauf zum Plafond und dann dem Komponisten ins Gesicht — und da platzte er schließlich heraus: „Jesses, ha'm Sie g'schwitzt!“

Peter Gais lächelte ironisch und sagte scharf: „Darin haben Sie recht, Herr . . .“

„Ich heiße Mayr,“ ergänzte Florian etwas kleinlaut. „Sie haben einem ja aber auch die Hölle so heiß gemacht — musikalisch mein' ich — ein Wunder wär's nit, wenn wir alle schwitzen thäten. Das ist eine Musik, haha! Die gibt eine Hitz aus — haha, großartig! Kommen wir jetzt vielleicht in den Himmel?“

Der Komponist zuckte ungeduldig die Achseln und wandte sich stirnrunzelnd an seinen getreuen Raphael. „Lieber Freund, du scheinst mir doch die Herrschaften mangelhaft vorbereitet zu haben. Der Herr hat ja keine Ahnung — bitte, wenden Sie sich doch an den Dichter."

Herr Silberstein eilte davon, um den Dichter aus dem Gewimmel am Büffett herauszuholen. Der Dichter kam. Er trug ein Glas Bowle in der Hand und hatte eine Brotschnitte mit Wurst soeben auf einmal in seinem außerordentlich großen Munde verschwinden lassen. Eine zweite Wurstschnitte hielt er in der Hand. Sein Haupt hatte die Form eines mäßig spitz zulaufenden Kürbisses und bestand zum weitaus größeren Teile aus Stirn. Auf der höchsten Höhe dieser Stirn standen die weißblonden Haare bürstenähnlich in die Höhe, und auf jeder Hälfte der Oberlippe schlängelten sich fünf bis sieben ebenso weißblonde Haare entlang.

„Darf ich die Herren miteinander bekannt machen: Herr Pianist Florian Mayr — Herr Emanuel Schrempf aus Königsberg, der Dichter des Dramas."

Damit eilte der Gastgeber hinweg, um ein andres Opfer zur Urteilsabgabe heranzuschleifen.

Florian behauptete, daß ihm durch die Bekanntschaft mit dem Dichter des „Satan" ein außerordentliches Vergnügen bereitet worden sei. Herr Schrempf vermochte diese Höflichkeit vorläufig nicht zu erwidern, da er zunächst die Wurstbrotobstruktion in seiner Kehle zu beseitigen hatte. Er kaute mit erhöhter Geschwindigkeit, dann neigte er sein Glas gegen Florian und bemühte sich „Prost" zu sagen. Die Bekanntschaft war somit in aller Form eingeleitet. Um dem liebenswürdigen Dichter nachkommen zu können, mußte Florian sich zunächst auch einmal Getränk verschaffen. Er geriet dabei just in die Nähe des dunkellockigen Mädchens und erbot sich, ihr ein Glas Bowle einzuschenken.

„Meinetwegen!" sagte die Schöne kurz. Und dann wandte sie sich wieder an den Herrn mit dem rotblonden Zwickelbart, mit dem sie im Gespräch begriffen war. „Es ist auch überhaupt die höchste Zeit, daß Wagner überwunden wird," hörte Florian sie sagen.

Der andre Herr lächelte ironisch und erwiderte: „Wollen wir nicht lieber erst abwarten, was Wagner mit

sich selber noch vor hat? Sie wissen, wir haben noch den ‚Parsifal‘ in Bayreuth zu gewärtigen.“

„Ach was, Parsifal!“ versetzte das Mädchen naserümpfend. „Christliche Mystik, Askese, greisenhafte Impotenz.“

„Donnerwetter!“ sagte der Herr. „Sie sind aber scharf wie Gift, mein Fräulein.“

Florian bot ihr jetzt das gefüllte Glas dar und sagte lachend: „Also, da dürften wir wohl nach Ihnen alle großen Künstler zwischen fünfzig und sechzig Jahren totschlagen? Sie sind gleich radikal, Kreuzteufel! Aber wissen S', Fräulein, ich möcht' behaupten: es gibt auch eine Grenze für die Jugend.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte das düstere Mädchen. Es hatte eine süße, einschmeichelnde Stimme, ganz leicht verschleiert.

„Ich glaube, der Herr versteht mich,“ versetzte Florian, auf den rotblonden Zwickelbart deutend. Und nun stellten die Herren einander vor. Der rotblonde Zwickelbart nannte sich Baron von Ried. Er war ein junger Schriftsteller, der erst vor kurzem seinen Namen allgemeiner bekannt gemacht hatte durch eine Humoreske, in welcher es sich um eine alte Hose handelte. Seine näheren Freunde wußten jedoch, daß er selbst geneigt war, sich als Komponist höher zu schätzen, denn als Poet. Er dilettierte überhaupt in fast sämtlichen Künsten, spielte sieben Instrumente, sprach sieben Sprachen und bekannte sich zu sieben verschiedenen Landsmannschaften.

„Wollen wir's ihr sagen?“ neckte der bunte und komplizierte Baron, indem er Florian Mayr zublinzelte und mit dem Daumen leicht auf das kleine Fräulein deutete.

„Ach Gott, wenn ihr euch über mich lustig machen wollt, dann gehe ich lieber,“ sagte die Dunkellockige patzig. „Es ist überhaupt ein Jammer, daß ein Genie wie Gais seine Perlen vor euresgleichen streut.“

„Nanu!“ entfuhr es dem Baron, und Florian lachte gemütlich: „Also is recht, sagen mer du zu einander.“

Die Dunkellockige wollte sich entrüstet entfernen, aber der Baron hielt sie bei der Hand fest und sagte mit gemütlicher Entschiedenheit: „Halt! Dageblieben, das gilt nicht. Jetzt beantworten Sie uns gefälligst eine Frage,

süße kleine Kratzbürste: Wie kann man ein so reizendes Mädchen sein, mit einem so blassen, schwülen Medusenköpfchen, mit solchen rätselvollen Augen. . . . O Gott, o Gott! Wissen Sie, was Ihre Bestimmung ist?"

„Fade Schmeicheleien anzuhören?"

„Fad oder nicht — auch das. Aber Ihre eigentliche Bestimmung ist, in einem schwarzen Samtkleid mit bloßen Armen und womöglich auch bloßen Füßen mit ganz kleinen Pantöffelchen auf einem weißen Eisbärenfell zu liegen und mit einem kleinen schwarzen Pantherkätzchen zu spielen. Darf ich Ihnen vielleicht das Eisbärenfell schenken, wenn ich mal wieder ein größeres Honorar einnehme?"

Ohne eine Miene zu verziehen, erwiderte die Dunkellockige: „Mit solchem Unsinn wollen Sie mich wohl berauschen, Herr Baron? Da kommen Sie viel zu spät bei mir. Der Mann hat keine Macht mehr über mich."

„Sapperment nochmal! Wie alt sind Sie denn, wenn man fragen darf?"

„Achtzehn Jahr — alt genug, um mit euch Männern fertig zu sein; oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß ihr alle nur Tiere seid uns Frauen gegenüber, wenn wir jung und hübsch sind? Wie kann man sich ernsthaft beschäftigen mit einer Menschengattung, die so sehr in der Entwickelung zurückgeblieben ist?"

„Armes Kind, was müssen Sie für Männer kennen gelernt haben!" sagte der Baron, plötzlich ernst werdend, mit warmem Ton.

„Männer?" fuhr die Kleine auf. „Nur zwei. — Die übrigen sind Affen. Aber ich kenne den schöpferischen Genius und ich kenne das nachempfindende große Herz, das genügt mir." Mit diesem bedeutenden Wort schlüpfte sie zwischen den beiden Herren hindurch und trat zu einer Gruppe in der andern Ecke des Zimmers.

„Mit dem schaffenden Genius meint sie natürlich den Peter Gais," flüsterte der Baron Florian Mayr zu, „und mit dem nachempfindenden großen Herzen ihren Herrn Papa."

„Wer ist denn ihr Herr Papa?"

„St, leise! — da steht er, der schöne Mann da mit der Samtjacke. Kannten Sie das Mädel denn nicht? Libussa Tomatschek heißt sie. Ihr Vater ist der berühmte Geiger Toby Tomatschek. Zwar geigt er schon lange nicht

mehr, aber daß der Joachim und der Sarasate e tutti quanti gegen ihn die reinen Lausbuben sind, das wird er Ihnen gern bestätigen, wenn Sie ihn drum fragen. Jetzt schreibt der Mann Musikkritiken — etwas blümerant, aber sonst nicht übel."

„Und das Mädel?" fragte Florian.

„Nun, das sehen Sie doch. Das hat er verrückt gemacht. Die Kröte ist einfach unausstehlich — und könnte doch so reizend sein, wenn ihr nicht durch den Genialitätsschwindel, in dem sie aufgewachsen ist, Jugend, Charme, Vernunft und alles ausgetrieben worden wäre. Und das schaffende Genie wird ihr jetzt wohl vollends den Rest geben. Denken Sie nur, das große nachfühlende Herz hat sie dem Titanen Gais als Wochenpflegerin für seine Frau und Mädchen für alles zur Verfügung gestellt — dies Kind von achtzehn Jahren! Haben Sie ihre erfrorenen Hände beobachtet? Sie hat keine Nachtruhe mehr — und verhungert sieht sie auch aus Der Titan soll sie wie einen Hund behandeln, und sie betet ihn an dafür. Die Frau ist natürlich eifersüchtig. — Und sehen Sie, dort sitzt Mama Gais, das arme Hühnchen. Das seufzt sich so durchs Leben und ist so verliebt in seinen großen Sohn. Dafür wird's natürlich malträtiert zum Gotterbarmen. Es scheint mir ein sauberer Beruf, Titanenmutter zu sein."

Florian Mayr hörte aufmerksam zu. Dann sagte er bedächtig: „Wenn ich so Sachen hör', da zuckt's mir allemal in der rechten Hand: ich mein', die Menschheit leidet heutzutag daran, daß s' nimmer g'nug Prügel kriegt. Uebrigens, haben Sie denn net neulich erst einen Artikel g'schrieben über den Titanen? Mir ist doch so, als hätt' ich Ihren Namen drunter g'lesen."

„Allerdings," versetzte der Baron, „ich kann's nicht leugnen, ich bin etwas voreilig gewesen. Ich kannte den Satan noch nicht, als ich über den Titanen schrieb."

„Und was halten Sie von ihm? In dem Artikel haben S' ihn ja kolossal herausgestrichen."

„Ja, ich halte ihn auch wirklich für einen genial veranlagten Menschen; aber sein Unglück ist, daß er mit seinen Werken niemals so recht vor die Oeffentlichkeit gelangen konnte. Jetzt hat er alle Selbstkritik verloren und die paar unbedingten Anbeter, die er immer um sich hat,

unreife junge Männer und verdrehte Frauenzimmer, die haben einen Größenwahn in ihm gezüchtet, der seine Schaffenskraft wohl bald genug vernichtet haben wird. Glauben Sie vielleicht, daß mein Artikel ihm auch nur im mindesten genügt hätte? Seine arme Mutter kam zu mir, um mir mit Freudenthränen dafür zu danken, aber der große Peter hält mich offenbar seitdem erst recht für einen Kretin, und Raphael Silberstein hat mich unter dem Pseudonym Germanicus auch schon journalistisch deswegen angeulkt. Es gibt nämlich ein Blatt, in welchem Germanicus dem Peter Gais schrankenlos opfern darf. Na, und unser Freund Raphael Silberstein — kennen Sie ihn näher?"

„Nein, ich weiß nur, daß er sehr gut, aber sehr kalt Klavier spielt."

„Ja, sehen Sie, das ist auch so eine merkwürdige Figur. Der junge Mann ist fabelhaft fleißig. Sein ganzes Leben lang hat er gearbeitet und gerungen — gegen seine Eltern, gegen sein Talent, gegen sein Judentum — sein Leben war ein ewiger aufreibender Kampf, trotzdem er's als wohlhabender, unabhängiger Mensch so bequem hätte haben können. Er ist ein Idealist und ein Selbstmordkandidat, wenn ich ihn recht erkenne. Weil er die große technische Begabung fürs Klavier hatte, hielt er sich für zum Musiker geboren, aber die Eltern wollten nichts davon wissen. So ist er denn Gelehrter geworden, Aegyptologe. Mit zweiundzwanzig Jahren hat er seinen Doktor gemacht, jetzt will er sich hier als Dozent habilitieren. Aber nun sind ihm inzwischen beide Eltern weggestorben. Da hat er denn seiner musikalischen Passion wieder nachgegeben; daß er kein schaffender Künstler ist, hat er wohl eingesehen, und nun hofft er im Schlepptau eines Genius in die Musikgeschichte hineinzukommen. Der Gais kann ihn nicht ausstehen, er macht sich fortwährend über ihn lustig, aber seine Unterstützungen nimmt er an. Die Weihrauchwolken, die der arme Junge vor ihm verqualmt, schnüffelt er gnädigst ein. Der gute Raphael versteht übrigens viel zu viel von Musik, als daß er nicht eines Tages dahinter kommen sollte, daß er sein Idol überschätzte. Das Erwachen wird schrecklich für ihn sein. Ich fürchte, er hängt sich auf, wenn er nicht in ein Kloster geht; denn Sie müssen wissen, die Gaisische Musik hat ihn zum Christentum bekehrt!"

Hier wurde das Gespräch dadurch unterbrochen, daß das Fräulein Ilonka Badacs, die ungarische Pianistin, zu den beiden trat und zu wissen begehrte, wer „Madel verrucktes wäre mit ein große Auge gradaus und ein große Auge daneben.“

Der Baron gab ihr kurzen Bescheid über Libussa Tomatschek, worauf ihn Fräulein Ilonka gemütlich bei einem Westenknopf erfaßte und sagte: „Wissen S', liebär Härr von Ried, wie Madel verrucktes kuriert werden muß?“

„O ja, ich wüßte schon ein Mittel,“ lachte der Baron.

„Ah bravo! Sie haben mich verstanden. Gehen S' — bandeln S' an damit.“

„Muß es gleich sein, Gnädigste?“

„Aber ja doch. Es barmt mich so, armes Katzel. Wenn Sie 's recht bald gäsund machen, zaig' ich Ihnen wos Schenes.“

„Ach — wohl Fußerl Ihriges?“ sagte der Baron, verständnisvoll den Finger an die Nase legend.

Und Fräulein Ilonka ergriff den verdutzten Florian Mayr am Arm und sagte stolz und strahlend: „Schaun Sie, liebär Härr, so bäriehmt is main schenes Fußerl. Der Härr Baron hat schon davon gähört. Wie haißen denn Sie, mein liebär Härr?“

„Florian Mayr, wenn Sie gestatten.“

„Florian Mayr —? O Sie sind auch sähr bäriehmt. Ich hab' schon von Ihnen gähört. In mein Konzert haben Sie gäsagt zu einem Härrn, doß ich spiel wie ein Schwainderl, ober Faier hob' wie ain Daifel. Der Härr hot mir wiedererzählt, — wor ain liebär Fraind von mir.“

Florian lachte gerade hinaus. „O weh, da bin ich aber schön eingegangen! Sind S' mir sehr bös?“

„Obär nain, unter Kollägen . . .! Man hot mir gäsogt, Sie spielen sähr bädaitend . . . große Stil . . . is wohr?“

Florian zuckte die Achseln. „Urteilen Sie doch selbst. Vielleicht findet sich mal eine Gelegenheit. Ich spiel' Ihnen schon gern was vor.“

„Is recht . . . wird mich sähr fraien. Wo wohnen Sie, Herr Mayr?“

Er nannte seine Adresse und fügte hinzu: „Wollen Sie mir vielleicht schreiben, wann und wo ich Sie einmal treffen kann?“

„A wos! Ich komme zu Ihnen, wann ich nicht störe."

„Da müßten S' schon vormittags vor Zehn oder abends nach Sechs kommen," versetzte Florian ein wenig verlegen. „Unter tags hab' ich viel Stunden zu geben. Das heißt, auf Damenbesuch bin ich eigentlich nit recht eingerichtet."

„Mocht nix — unter Kollägen!" Damit war die Sache für sie erledigt und sie sprang auf ein andres Thema über. „Sogen Sie, Herr Mayr, wos holten Sie von Päter Gais? Errlich. — Er hot auch Faier wie ain Daifel — ich bin hingärissen, versteht sich; ober wissen S', ich möcht ihm kain Bussel geben, nit um zähn Gulden!"

„Um den Preis thu' ich's auch noch nit," lachte Florian. Und dann vertieften sie sich in ein Gespräch über die gehörte Komposition, wobei die fesche Ungarin ein recht gutes musikalisches Urteil an den Tag legte. Plötzlich warf sie die Frage dazwischen: „Sogen Sie, Härr Mayr, waren S' noch nicht beim Liszt?"

Da wurde er wieder verlegen und sagte, daß er sich das noch nicht getraut habe. Er gab seiner Verehrung für den Altmeister begeisterten Ausdruck und dann fragte er neugierig, wie sie es eigentlich angestellt habe, um zu ihm zu gelangen, und ob sie denn wirklich eine seiner Lieblingsschülerinnen sei.

„Ober liebär Härr Mayr," versetzte sie, „is doch sähr ainfach! Ich bin hingäraist und hob' dem Maister vorgäspielt."

„Na, und da hat er gleich . . ."

„Da hot der Maister gelocht sähr fraindlich . . . o er is so lieb und hot mich gäpatscht auf die Bocken und iberoll hin und hot gesogt: ‚Brava — brava! Pußta! — Frech! Gefollt mir sähr — Eljen!‘ Hob' ich auch gälocht — hot er geseh'n, daß ich sähr schene Zähn hob' — hob' ich sähr lieb zum bitten angäfangen, daß ich dableiben darf — hob' ich nicht verstanden, was er hot gesagt, ober bin ich dageblieben. Hob' ich fleißig studiert und viel gälernt. Drei Jahre bin ich mitgäzogen — Rom — Pest — Weimar. Bißl Geld hob' ich gähobt, und wie is ausgäwesen bißl Geld, hot liebär Maister olles bäzahlt. O, der Maister is so sähr gut! Hot er mir immer gägeben Empfehlung für Konzert und hot gesogt, daß ich bin sain bête noire, une jolie bête à pattes méchantes. Konn ich doch sogen, doß ich bin Lieblingsschielerin!"

So weit waren sie gekommen, als Raphael Silberstein das fröhliche Schmausen, Plaudern und Pokulieren unterbrach mit der Aufforderung, sich nunmehr zum zweiten Teil des „Satan“ wieder ins Musikzimmer zurückzubegeben. Florian Mayr hatte ein schlechtes Gewissen dem Komponisten gegenüber, weil er die Pause nicht benutzt hatte, um sich über das Drama gehörig zu informieren. Beim Hinausgehen erwischte er den Dichter und bat ihn um eine komprimierte Erläuterung, die ihm denn auch notdürftig zu teil wurde.

Zum Schluß sagte Herr Schrempf: „Ich bitte Sie übrigens, Herr Mayr, beurteilen Sie mich nicht nach diesem Text, er ist unter so eigentümlichen Umständen entstanden — Herr Gais hat mir gar keine Freiheit gelassen. Alles hat er mir umgeworfen. Und dann hat er sich ans Klavier gesetzt und gespielt und dazu geschrieen und gepfiffen und gerast — so wollt' er's haben, das sollt' ich dichten. Es sind eigentlich nur untergelegte Worte zu fertigen Noten.“

„Ja, warum haben Sie sich denn das gefallen lassen?“

„Ach wissen Sie, was soll man machen? Herr Gais hat doch nun einmal den Dämon — man kann nicht gegen an.“

„Ach so.“

Man setzte sich, neue Gruppen bildeten sich, und im Vorbeigehen hörte Florian, wie der Hofkapellmeister zu dem Komponisten sagte: „Jojojo, recht haben S' scho — dees is a Viechsarbeit, de Partitur, — oalle Achtung! Dees wenn der Herr Generalintendant sicht, der fallt glei vom Stengel, wissen S'. Der Wagner war' heit no net aufg'führt im Opernhaus, wann's nach dem alleinig gangen war'.“

„Sie meinen also, es wäre keine Aussicht, mit dem ‚Satan‘ ans Opernhaus zu kommen?“ fragte Peter Gais mit zuckenden Nasenflügeln.

„I bitt Jhna, ‚Robert der Teufel‘ steht ja noch am Repertoire! Aber probieren S' es nur amal; vielleicht schlagt Jhna der Herr Generalintendant vor, a Ballett draus zu machen.“

Florian machte sich so seine Gedanken, während er sich einen neuen Platz zwischen Jlonka Badacs und dem Baron von Ried aussuchte. Jn welcher Stimmung mochte der Titan an die weitere Vorführung seines Werkes gehen! Daß er es in einem ununterbrochenen Fieber der Begeisterung geschrieben hatte, aus dem Eigenen und dem Vollen herausschöpfend, nicht nachstammelnd und mühsam

zusammenkleisternd wie ein Stümper, oder ein Talent zweiter Hand, das war unbestreitbar; er hatte sein Bestes gegeben und mit Einsetzung all seiner Energie dieser Gesellschaft vorzuführen gesucht. Und was war sein Lohn gewesen? Einer hatte ihm gesagt, daß er furchtbar schwitze, und der andre die „Viechsarbeit“ anerkannt! Die meisten hatten überhaupt gar nichts gesagt, sondern nur gegessen und getrunken und sich mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Und das waren noch die Rücksichtsvolleren gewesen, denn bei denen konnte doch noch ein Verständnis vorausgesetzt werden, solange sie das Gegenteil nicht offen bekundet hatten. Raphael Silberstein, seine Mutter und ein paar von den ganz jungen Leuten beteten ihn freilich an, aber das hatte er auch schon vorher gewußt. Ja, Florian Mayr begriff in dieser Stunde das Martyrium des schaffenden Künstlers, dem es versagt ist, sein Werk in der Form, wie es geplant war, vor die wirkliche große Oeffentlichkeit zu bringen. Und doch war jeder einzelne von diesen grausamen Leuten hier persönlich unschuldig, sicherlich standen sie alle unter dem Eindruck, daß ein wirklicher Künstler sich abmühte, ihnen für sein Werk Verständnis abzuringen — und dennoch wußten sie ihm nichts zu sagen, als Plattheiten, die ihn erbosen mußten.

Florian setzte sich nieder mit dem festen Entschluß, für seine Person wenigstens mit Ernst und Achtung dem Vortrag zu folgen; aber das war nicht so leicht ausgeführt, und der beste Wille konnte es nicht verhindern, daß er bald ebenso müde und zerstreut ward, wie die andern auch. Es war unmöglich, selbst mit der lebhaftesten Vorstellungskraft sich die fehlende Scenerie, die menschlichen Stimmen und die bunten Farben des Orchesters zu diesem betäubenden Klaviervortrag hinzuzudenken. Nach einer weiteren halben Stunde ertappte er sich bereits darauf, daß er mit Spannung den Moment abwartete, wo Fräulein Ilonkas berühmtes Fußerl wieder unter dem Saum ihres Kleides hervorschauen würde, und dann ward er gewahr, daß der Baron in dieselben interessanten Untersuchungen vertieft war. Dann schlug Fräulein Ilonka ihren großen Fächer auf und flüsterte rechts und flüsterte links; man lächelte, man kicherte; Libussa Tomatschek warf mit entrüsteten Blicken um sich, die Hühnchenmama seufzte immer

bekümmerter, die dicke Sängerin gähnte, der Hofkapellmeister war am Einschlafen, der schöne Tomatschek zupfte mit geziert gespitzten Fingern seine Augendeckel in die Höhe, wobei es immer einen leise pitschenden Laut gab, von den jungen Herren drückten sich einige ins Nebenzimmer, um sich die Reste des Büffetts einzuverleiben, und Raphael Silberstein rutschte so nervös auf der äußersten Kante seines Stuhls herum, daß man allgemein mit Spannung den Moment erwartete, wo dieser unter ihm umkippen würde.

Unter einem Höllenspektakel fiel der Vorhang über dem Vorspiel der Tetralogie „Mensch“. Satan hatte ausgerungen, und wie erlöst sprang alles von seinem Sitze empor. Einige klatschten ganz banausisch in die Hände, alle drängten sich um den Komponisten, um einige superlativische Worte loszuwerden, die ihnen just einfielen oder die sie sich die ganze Stunde hindurch überlegt hatten. Alle aber hatten es sehr eilig, heimzukommen, bedankten sich bei dem Hausherrn für den großen Genuß — und zehn Minuten nach Satans Ende staute sich bereits die ganze Gesellschaft im Korridor, kroch in die Paletots, half den Damen beim Anziehen und fingerte die Fünfgroschenstücke für das Dienstmädchen aus den Börsen heraus.

Halb zwölf Uhr war's geworden; aber als Florian Mayr am Luisenplatz ankam und unter der Laterne vor seiner Hausthür auf die Uhr schaute, da war es — halb drei! Er war mit dem Baron von Ried und der Ilonka Badacs und den Tomatscheks, Vater und Tochter, sowie zweien von den jüngsten Herren noch kneipen gewesen — und als Resultat des ganzen Abends brachte er die Ueberzeugung mit heim, daß er noch nie ein so verrücktes Frauenzimmer wie die Dunkellockige und noch nie ein so amüsantes wie die Ilonka kennen gelernt habe.

---

## Sechstes Kapitel.

### Katzenjammer.

Frau Stoltenhagen befand sich am andern Morgen in nicht geringer Aufregung. Herr Mayr hatte um acht Uhr nicht nach dem heißen Wasser in den Gang hinaus

geschrieen. Um halb neun Uhr hatte sie an seiner Thür gehorcht und keinen Laut vernommen. Um neun Uhr hatte sie durchs Schlüsselloch geguckt und sogar zu klopfen gewagt — beides vergeblich. Nun war es halb zehn Uhr, und noch immer rührte sich nichts hinter der verschlossenen Thür! Sollte sie am Ende den Schlosser kommen lassen? Herr Mayr ging doch täglich zwischen halb und dreiviertel zehn Uhr fort.

Kurz vor zehn Uhr erschien eine hübsche junge Dame und begehrte Herrn Mayr zu sprechen. Die junge Dame war billig, aber nett angezogen und sah gerade aus, wie so eine, mit der ein junger Herr schon mit Vergnügen eins von den solideren Verhältnissen eingehen könnte, — eine Tochter besserer Leute, wo aber ein junger Künstler gerade noch ohne viel Schwierigkeit ankommen könnte. Frau Stoltenhagen war ungeheuer aufgeregt. Endlich war doch mal was los mit ihrem Herrn Mayr!

„Also zu Herrn Mayr wollen Sie?“ wiederholte sie zweimal auf die Frage des Mädchens und musterte es dabei von Kopf bis zu den Füßen. „Ja, ich weiß nicht, ob Herr Mayr da ist. Herr Mayr ist, glaub' ich, noch nicht aufgestanden.“

„Ach das macht nichts,“ versetzte das Mädchen dreist. „Sagen Sie nur, die Marie aus der Markgrafenstraße wäre da, denn wird er schon wissen.“

Frau Stoltenhagen riß die Augen weit auf und keuchte vor Aufregung. „Haach nee, die Marie aus de Markgrafenstraße? Nu seh mal einer an! Das trau ich mir gar nich. Er hat sich ja überhaupt eingeschlossen.“

„Denn lassen Sie mich man, Madamchen. Mir wird er schon aufmachen.“ Und das Mädchen schritt ohne weiteres an der verstörten Frau vorbei, ließ sich die rechte Thür weisen und klopfte energisch an. Frau Stoltenhagen, die Nichte aus Pommern und das Dienstmädchen standen erwartungsvoll um sie herum.

„Kreuzdunnerwetter! ja — was gibt's denn? Zum Heiligkreuzbombenelement nochmal, mei Ruh will ich haben!“ knurrte ein ergrimmter, arg belegter Baß von drinnen.

„Gott sei Dank, er lebt noch!“ rief Frau Stoltenhagen. „Ich dachte schon, es wär'n was passiert.“ Und dann näherte sie sich der Thür und schrie mit beschwichtigender Freundlichkeit: „Regen Sie sich man nich auf,

Herr Mayr! 's is ja das Freilein Marie aus de Markgrafenstraße."

„Das Fräulein Marie soll mich gefälligst — sonstwo kennen lernen! Hier bin ich nicht zu sprechen," scholl es von drinnen zurück.

Aber das Mädchen ließ sich nicht irre machen, sondern rief ganz ungekränkt: „Herr Mayr, ich bin's ja. Ich bringe einen Brief von's gnäd'ge Fräulein. Ich soll auf Antwort warten." Und zu den neugierigen Weibern gewendet, fügte sie lächelnd hinzu: „Es is man bloß von wegen die Klavierstunde."

Von drinnen: „Was will die Person? Was für'n gnädiges Fräulein?"

„Herrje, von Fräulein Thekla!"

„Thekla? Ach so, — warten S' a bißl, gleich komm' ich."

Das Bett drinnen krachte, und die drei Zuschauerinnen vom Stoltenhagenschen Hausstande flohen eiligst von dannen, nicht ohne daß die Nichte aus Pommern unterwegs die Tante in die Seite gepufft und ihr in fieberhafter Aufregung zugeraunt hätte: „Siehste Tante, Thekla heißt se."

Gleich darauf ward die Thür ein wenig aufgethan, und Florian Mayr steckte seine Tatze durch den Spalt, um den Brief in Empfang zu nehmen. Er trat damit an ein Fenster, zog einen Rollvorhang in die Höhe und versuchte den Brief zu lesen. Aber sein Geschau war noch nicht recht in Ordnung. Auch fror ihn an den bloßen Beinen — und der Schädel — o weh der Schädel! Er steckte den Kopf ins eiskalte Wasser, prustete und plantschte und schlupfte dann schnell in die notwendigsten Kleidungsstücke. Dann rief er die Marie aus der Markgrafenstraße herein und ersuchte sie, Platz zu nehmen. Er glaubte zu bemerken, daß das Mädchen ihn eigentümlich ansehe. Er warf im Vorübergehen einen Blick in den Spiegel und bemerkte, daß sie recht habe. Er meinte, ihr eine Erklärung schuldig zu sein, und sagte: „Schau, schau, des muß ja sehr wichtig sein, daß mich das gnädige Fräulein schon bei nachtschlafender Zeit aus dem Bett holen läßt."

„Aber Herr Mayr, 's is doch schon um Zehnen," lächelte die Marie bescheiden.

„Was ist dees?" rief er ungläubig und lief nach seiner Uhr, die noch auf dem Nachttisch lag. „Ja was is jetzt

dees! Halb Fünf! Ich glaub' gar, ich hab's vergessen aufzuziehen. Wissen S', Fräulein Marie, des macht, weil ich eine kleine Magenverstimmung ... ui jeh, mich zwickt's noch!" Und mit abgewandtem Gesicht schlich er beschämt nach einem Stuhl am Fenster und las das blaßblaue Schreiben des gnädigen Fräuleins.

Das lautete also:

„Ach lieber Herr Mayr, ich bin ganz verzweifelt, Sie müssen mir helfen. Also denken Sie sich, der gräßliche Herr — ich habe die Karte nicht da und kann seinen Namen nicht so schreiben — er war heute nachmittag noch einmal bei Mama und hat es geklatscht, daß er uns auf der Straße zusammen gesehen hat. Sie wären ein ganz gefährlicher Mensch, hat er gesagt, und dafür berüchtigt, daß Sie es immer so machten mit den jungen Damen, wo Sie im Hause Unterricht gäben. Mama hat gesagt, ‚du gibst dir Rendezvous mit deinem Klavierlehrer, dich laß ich nicht mehr allein auf die Straße'. Und wissen Sie, wie sich der Herr zu Mama entschuldigt hat, warum er die Klavierstunden nicht geben wollte, wo es doch nur war, weil er sich vor den Prügeln fürchtete, die Sie ihm versprochen hatten. Er hat gesagt, ich hätte gleich beim ersten Anblick einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht und hielte er es mit seiner sittlichen Manneswürde nicht vereinbar, das für einen Lehrer nötige Vertrauen von mir in Anspruch zu nehmen. Andre Leute möchten sich kein Gewissen aus so etwas machen, aber er als ein Edelmann vom ältesten polnischen Adel wüßte schon, was sich in solchem Falle schickte. Mama war ganz hingerissen von so viel Zartgefühl und hat mir solches als Beispiel vorgeworfen, damit ich daran den Abstand von Ihnen abmessen sollte, ist das nicht scheußlich? Sie müssen mir helfen, lieber guter Herr Mayr! Was soll ich thun? Ich glaube Prügel helfen nicht, der Herr ist zu gemein! Ich baue ganz auf Sie und bitte um umgehende Nachricht durch die Marie, da ich nicht mehr in der Lage bin, mir die Antwort von der Post zu holen. Bitte, bitte, verlassen Sie nicht

Ihre unglückliche Thekla B.

P. S. Marie weiß alles."

Florian ließ seine Rechte mit dem Schreiben schlaff herabsinken, stützte den linken Ellenbogen aufs Knie und verbarg sein Antlitz schwer aufstöhnend in der mächtigen Undezimentatze. Er schwieg eine lange Weile, krabbelte mit den langen Fingern in seinem annoch wüsten Schopf herum und gab nur von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzerich von sich.

Die gute Marie wurde ungeduldig und fragte, ob Herr Mayr dem Fräulein denn nicht einige Zeilen als Antwort zu schreiben gedächte.

„Schreiben? Jetzt? A — oooh! Ich — ich schreibe nie vor dem Frühstück."

„Soll ich vielleicht mündlich was ausrichten?"

„Ach ja bitte, — thun Sie das," rief Florian, indem er sich mit einem Ruck aufraffte und sich breitbeinig vor Fräulein Marie aufpflanzte. Mit schmerzlich gespannter Teilnahme betrachtete er von seiner Höhe herab das Mädchen und schien von ihm eine weitere Anregung seiner Denkthätigkeit zu erwarten.

Marie lächelte verständnisvoll. „Sie sind wohl nicht recht wohl, Herr Mayr?"

Er grinste verzweifelt heiter. „O doch, ich bin körperlich ganz wohl, aber die Gemütsbewegung wissen S', — das arme Fräulein Thekla! So was schlägt mir immer gleich auf die Kopfnerven. Was würden denn Sie in meinem Falle thun, Fräulein Marie?"

„Na, da soll doch 'n Hering jut jejen sein."

„Hab' ich von mir geredt? Sie, wollen Sie mich vielleicht verhohnakeln? Ich mein', das Fräulein Thekla: was soll ich denn jetzt dem verschreiben? Ich kenn' mich doch nit aus mit die jungen Damen in solchen Fällen."

Die Marie lächelte verschmitzt. „Ja, Herr Mayr, wenn ich mir einen Rat erlauben darf — ich dächte, die Sache wäre eigentlich doch janz einfach: das gnädige Fräulein is doch so sehr traurig, weil sie keine Stunde mehr bei Ihnen haben soll und überhaupt nicht mehr mit Ihnen zusammenkommt — und nu hat se auch noch Angst gekriegt, daß se am Ende jar noch den polnischen Herrn mit de Schmachtlocken und de Kalbsaugen heiraten soll, wo se doch nich in de Hand zusagt."

„Dem Kerl wenn ich amal a paar Watschen runterhauen könnt'!" knirschte Florian.

„Ach lassen Sie den doch laufen, das kost' ja Strafe. Is doch viel einfacher."

„Was denn?"

„Herrjeses, Herr Mayr, das müssen Se doch jemerkt haben, daß unser Fräulein Ihnen jut is? Also was kann da sein? Heiraten Sie se doch selber!"

Florian riß die Augen weit auf und tippte sich mit dem riesigen Zeigefinger auf die Hemdenbrust. „Ich?"

„Ja warum denn nich?" versetzte Marie zuversichtlich. „Der Herr Konsul und unsre Gnädige, die werden natürlich nischt von wissen wollen, aber das is ja mehrstenteils so. 'n Künstler sind Sie ja doch auch, und die Gnädige hat sich doch sonst so sehr mit die Künstler. Na und übrigens: mit Jeduld und Spucke ... Sie wissen ja, wie das Sprichwort sagt. Man immer dreiste! Wenn zwei junge Leute man ernstlich wollen, denn müssen die Alten ja doch schließlich klein beijeben. Das wär' ja auch nich das erste Mal, daß 'n feines Fräulein mit ihrem Klavierlehrer durchjeht, nich wahr? Na, und so was Besonderes is Fräulein Thekla ja am Ende auch nich. Des wissen Se doch, daß Fräulein Thekla jar kein richtiges Kind von die Herrschaften is? — Was, des wissen Se nich? Nu natürlich, bloß anjenommen. Von ganz einfache Leute stammt se her. Und wenn se auch mal nich das janze Jeld mitkriegt, — der Herr Konsul is doch 'n juter Herr, der wird sich schon nich lumpen lassen."

Die Marie war warm geworden. Sie hatte sich erhoben und war dem langsam zurückweichenden Florian nachgegangen bis zu dem Kanapee, auf das er sich seufzend fallen ließ. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen und war kaum im stande, ihrer überaus fließenden Rede zu folgen. Als sie endlich fertig war, schlug er sich auf die Kniee und dann mit der Faust auf den Tisch und knirschte: „Herrgottsakrament, jetzt hören S' aber auf mit dem verrückten G'schwätz! Hat Ihnen das Fräulein vielleicht so was aufgetragen? — Na also, nah behalten S' bitte Ihren Unsinn für sich."

„Nanu? Wer'n Se auch noch grob?" fuhr das Mädchen gekränkt auf. „Is des der Dank, wenn man's so jut mit Sie meint? Da kann ich ja auch gleich wieder jeh'n und Fräulein Thekla ausrichten, was Sie für 'n

freundlicher Herr sind. Liegt morgens um Zehn noch ins Bette mit so 'n ekligen Kater! Na ich danke! Wie sich bloß feine junge Damen für so was interessieren können! Na adje, Herr Mayr; kriechen Se man wieder in die Posen. Ich wer' Sie schonst nich wieder belästigen."

„O mein Gott, diese Frauenzimmer! Was sind's denn gleich so z'wider? Berücksichtigen Sie doch meinen leidenden Zustand." Er wollte sie beim Rock erwischen, aber sie wich geschickt aus und ging gleich bis an die Thür.

„Ach was, Fräulein Thekla hat auch 'n leidenden Zustand. Das kann einen wirklich jammern, wie sich das arme Fräuleinchen abängstigt, und Sie wollen nich mal 'n paar Zeilen schreiben! — Was soll ich denn nu ausrichten?"

Florian erhob sich seufzend vom Sofa, ging ihr nach und sagte schwach: „Wissen S' was, Jungfrau Maria, Sie könnten mir einen G'fallen thun. Ich werd' mein' Kopf so übers Waschbecken bucken, und jetzt sein S' so gut und gießen S' mir amal ganz langsam aus dem Krug 's Wasser übern Schädel. Vielleicht daß ich davon einen klaren Verstand krieg'."

Die Marie mußte lachen. „Ne, was Sie auch allens von 'n Menschen verlangen, Herr Mayr, Jott bewahre! Na denn kommen Se man her. Des kann Ihnen so nischt schaden, wenn Se mal den Kopp 'n bißchen gewaschen kriegen." Und sie legte Schirm und Muff beiseite und goß ihm, wie er's gewünscht, den ganzen Inhalt der Waschkanne über das schmerzende Haupt.

Er hatte sich das Haar nach vorn über den Kopf gestrichen. Die langen Strähnen tropften noch, indem er sich mit einem Handtuch das Gesicht abrieb. Breitbeinig stand er da, weit vornübergebeugt und rann immer noch wie eine schadhafte Dachtraufe, wenn der Regen im Aufhören begriffen ist, als stark an die Thür gepocht wurde und gleich darauf, ohne das Herein abzuwarten, eine hohe, stolze Männergestalt in langem grauen Havelock und breitkrempigem braunen Plüschhut über die Schwelle trat.

Florian war so erstaunt, diesen Herrn bei sich zu sehen, daß er in der Beschäftigung des Abtrocknens innehielt und sogar guten Morgen zu sagen vergaß. Aber wie ihm das kalte Wasser den Rücken hinunterlief, kam er plötzlich zu sich und sagte, indem er eifrig den nassen

Schopf mit dem Tuch zu bearbeiten begann: „Ach, grüß Gott, Herr Tomatschek! So früh schon wieder auf? Was verschafft mir die Ehre?"

Der Herr war wirklich Toby Tomatschek, der Geigerkönig, und er blieb der schöne Mann selbst in dieser fahlen Wintermorgenbeleuchtung. Die schwere Sitzung der vergangenen Nacht machte sich in seinem edlen Gesicht nur durch die interessante Blässe bemerkbar. Langsam nahm er seinen Hut ab, schüttelte die Locken zurück, knöpfte seinen Havelock vorn auf und schlug ihn ein wenig zurück, so daß das schwarze Sammetjackett darunter zur Geltung kam. Dann zog er seine starken Brauen zusammen und musterte mit scharfem Blick — immer noch ohne guten Morgen zu sagen — das Fräulein Marie aus der Markgrafenstraße. Endlich eröffnete er die Unterhaltung mit der merkwürdigen Frage: „Gehört diese Dame vielleicht zur Familie?" Und da Florian ihn gänzlich verständnislos anblickte, fügte er erläuternd hinzu: „Ich meine, ist die Dame eine nähere Verwandte von Ihnen, da ich sie doch in dieser immerhin intimen Situation ..."

„Nanu, was soll denn das heißen?" unterbrach ihn die Marie entrüstet. „Wollen Sie mich vielleicht veruzen, Sie? Mein Name ist Haase, ich bin 'n anständiges Mädchen, — versteh'n Se mich? Das hat man von seine Jutmütigkeit. Und Sie steh'n da, Herr Mayr, und reden keen' Ton und lassen mir in Ihre Räumlichkeiten beleidigen. Na is jut, nu kann ich ja dem gnädigen Fräulein so unjefähr Bescheid sagen, was Sie für einer sind und wie das hier bei Ihnen zujeht! Wenn Se nu hinterher noch mit solide Absichten kommen wollen, denn dürfte det am Ende nischt mehr nutzen. Adje, Herr Mayr, soll ich vielleicht sonst noch was ausrichten?"

„Ja, bitt' schön, schauen S', daß weiterkommen!" schrie Mayr wütend. „Und Ihrem gnädigen Fräulein richten S' g'fälligst aus, 's thät' mir ungemein leid, daß an solchen Affen zum Dienstmäd'l hätt'. So, jetzt sin mir zwei fertig miteinander!"

„Was haben Se jesagt? Affe haben Se jesagt?" zeterte das Mädchen in der offenen Thür. „Na, warten Se, den Affen werd' ich Ihnen anstreichen! Soll Ihnen wohl schwer werden, unser Fräulein nochmal zu sprechen.

Da machen Se sich man keine Hoffnungen mehr. Die Sache is rum!" Sie drohte noch einmal mit dem Schirm ins Zimmer hinein und dann huschte sie, da Florian Mayr Miene machte, ihren Abschied zu beschleunigen, hinaus und warf die Thür hinter sich zu.

Florian wankte zum Kanapee, indem er eine etwas allgemein, aber kräftig gehaltene Verurteilung des weiblichen Geschlechts vor sich hin knirschte. Er wand sich das feuchte Handtuch wie einen Turban ums Haupt und dann legte er sich mit verschränkten Armen, trübe vor sich hinlächelnd, in die Sofaecke zurück.

Toby Tomatschek schritt langsam herzu, stemmte eine Hand auf den Tisch vor dem Sofa und sprach in strengem Ton: „Sie scheinen mir ja ein ganz gefährlicher Don Juan zu sein."

„Wer? Ich?" rief Florian matt. „Na, wissen S', mein lieber Herr Tomatschek, wann Ihnen die G'schicht gestern so gut bekommen ist, so freut mich das aufrichtig, aber ich für mein Teil bin heut durchaus nicht in der Stimmung für schlechte Witze."

„Ich auch nicht," versicherte der schöne Mann mit imposanter Festigkeit. „Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht beabsichtigen, meine Tochter zu heiraten."

„Wie? Was? — Ihre Tochter?"

„Jawohl, meine Tochter Libussa. Haben Sie die Absicht, meine Tochter zu heiraten?"

„Wa ...? Nein! Durchaus net! Aber auch ganz und gar net, mein lieber Herr Tomatschek!" stöhnte Florian, indem er sich mit kläglichem Ausdruck auf dem Sofa wand. „Au weh, mein Kopf, — wie kommen Sie bloß auf die Idee?"

Toby Tomatscheks schöne, hohe Stirn rötete sich; aber bevor er noch seiner Entrüstung Ausdruck zu geben vermochte, ging die Thür auf und auf der Schwelle stand, Muff in der einen, Regenschirm in der andern Hand drohend emporgereckt, Fräulein Marie aus der Markgrafenstraße, und hinter ihr im Korridor wurde durch die offene Thür der Chorus der Damen Stoltenhagen nebst Anhang sichtbar.

„Das wollt' ich Ihnen bloß noch sagen, Herr Mayr," rief die erzürnte Zofe mit weniger melodischer als kräftiger Stimme dem Schmerzgebeugten zu: „Solche Behandlung bin ich nich gewöhnt, so was lass' ich mir überhaupt nich

jefallen und ich werde überhaupt mal meine Gnädige drauf aufmerksam machen, daß Sie Fräulein Thekla entführen wollen. Sie haben's ihr ja schriftlich gegeben. So — adje! Mit so 'n Herrn will ich überhaupt nischt mehr zu thun haben." Krach! flog die Thür zu — kurzer, aufgeregter Wortwechsel draußen und — bum! die Außenthür.

Dann war's stille. Aber nur für wenige Sekunden; denn nunmehr ergriff Toby Tomatschek den nächsten Fauteuil, hob ihn ein wenig in die Höhe und stieß ihn so unsanft gegen den Boden, daß eines seiner wackligen, kurzen Beinchen abbrach. Und dies that er nur, um den Eindruck seiner kühnen Behauptung zu verstärken, daß Florian Mayr ein ganz gefährlicher Don Juan sei.

Der riß seinen Turban herunter, griff mit allen zehn Fingern in seinen nassen Schopf und versuchte, sich das Haar zu raufen. „Des is aber amal ganz gewiß gelogen!" rief er verzweifelt. „Schau' ich aus wie ein Don Juan? Himmeldunnerwetter, bin i ch jetzt närrisch oder S i e , meine Herrschaften?"

„Ja, haben Sie denn überhaupt kein Gewissen?" rief der Geigerkönig, indem er mit der Linken seinen Havelock vorn zusammenraffte und den Zeigefinger der Rechten drohend emporhob. „Oder haben Sie ein so überaus kurzes Gedächtnis? Da ist eine junge Dame, die Sie e n t führen wollen und mein einziges Kind wollen Sie v e r führen! Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie's zu thun haben, Herr Mayr? So wie Sie mich da sehen, habe ich mich vor allen gekrönten Häuptern Europas hören lassen. Diese Krawattennadel hat mir die Kaiserin Eugenie verehrt. Mit meinem einzigen Kinde b a n d e l t man nicht so ohne weiteres a n, Herr!"

„Ja, wer möcht' denn schon damit anbandeln?" fragte Florian mit einem tiefen Seufzer.

„Sie!" rief der Geigerkönig mit niederschmetterndem Blick. „Sie haben sich ja nicht gescheut, meinem Kinde ausdrücklich Ihre Absicht anzukündigen."

Jetzt huschte ein Lächeln über Florians verstörtes Antlitz. Er beugte sich über den Tisch vor und zupfte den schönen Mann am Havelock. „Wissen S', des is aber jetzt doch spassig. Des war ja ich gar net, des war ja der Baron!"

„Der Baron? Hm, — sind Sie dessen sicher?" Herr Tomatschek wurde plötzlich nachdenklich.

„Aber ganz gewiß; ich hab' selber gehört, wie das Fräulein Badacs . . .“ Hier unterbrach sich Florian, denn er besann sich, daß man doch keine Dame in Ungelegenheit bringen dürfe. Er wollte ablenken und verständigte den gekränkten Vater davon, daß er noch nicht gefrühstückt habe und brennenden Durst nach einer Tasse Kaffee verspüre. Herr Tomatschek nickte zerstreut und nahm auf dem nächsten Stuhl Platz, wo er sich dem weiteren Nachdenken ergab, während Florian nach dem heißen Wasser rief und die Vorbereitungen für sein Frühstück traf.

Herr Tomatschek schlug ein Bein über das andre und nahm sein rundes Apollkinn in die Hand. „Es schien mir,“ sagte er bedächtig, „als ob meine Tochter einen gewissen Eindruck auf den Baron gemacht hätte.“

„Freilich, freilich, einen sehr gewissen sogar,“ entgegnete Florian ruhig.

„Hm. Und Sie können beschwören, daß er den Ausdruck ‚anbandeln‘ gebraucht hat?“

„Gott soll mich bewahren! Woher wissen denn Sie überhaupt die G'schicht' von dem Anbandeln?“

„Meine Tochter hat mir gestern auf dem Heimweg erzählt, daß Sie wörtlich zu ihr gesagt hätten: Thun Sie mir den einzigen Gefallen und lernen Sie erst einmal einen wirklichen Mann kennen, ehe Sie so dummes Zeug über die Männer schwatzen. Hätten Sie keine Lust, sich von einem recht netten Kerl verführen zu lassen? Jawohl, Herr Mayr, so sollen Sie wörtlich gesagt haben. Und als meine Tochter selbstredend diese Frage verneinte, sollen Sie dies für höchst bedauerlich erklärt haben — hören Sie? Höchst bedauerlich!“

„Lieber Herr Tomatschek,“ entgegnete Florian, „wissen denn Sie so ganz genau, was wir gestern g'red't haben? Ich nit — wenigstens was nach zwei Uhr morgens g'wesen is. Daß ich dees net g'meint hab', dees weiß ich amal ganz g'wiß. Na und im übrigen wär's doch auch nit unmöglich, daß Ihr Fräulein Tochter mich mit dem Baron verwechselt hat. Aehnlich sehen wir uns freilich net, aber — du mein Gott, nach der so und so vielten Flasche! . . .“

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß meine Tochter betrunken gewesen sei!“ rief Herr Tomatschek, den Kopf aufwerfend.

„Also meine Hochachtung! Dann kann das Fräulein mehr vertragen als ich — denn ich war amal betrunken, des is jetzt amal ganz sicher. Au weh, mein Schädel!"

„Hm," machte der Geigerkönig und versank abermals in tiefes Nachdenken.

Da trat die pommersche Nichte mit dem heißen Wasser herein. Sie sah ganz verstört aus und hatte geschwollene Augen. Offenbar hatte sie eben geweint. Mit zitternden Händen setzte sie das Präsentierbrett mit Wassertopf, Milch und Kaffeetasse auf den Tisch vor Florian nieder und wollte sich darauf eiligst wieder entfernen. Aber Florian erwischte sie gerade noch beim Arm und rief: „Ja, Herrgottsakrament, wie schaun denn Sie aus? Was hat's denn bei euch geben? Haben Sie sich mit der Frau Tante zerkriegt oder was? Guten Morgen könnten S' mir doch wenigstens wünschen!"

Das Mädchen riß sich heftig los, brach aufs neue in Thränen aus und heulte: „Lassen Sie mich los, Herr Mayr! Mit Sie rede ich gar nicht mehr — Sie sind auch ein schlechter Mensch — hu u u u u!" Damit stürmte sie hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

Gänzlich ungerührt staunte Florian ihr nach, dann schüttelte er mit einem tiefen Seufzer seinen nassen Kopf und sagte, indem er das heiße Wasser in das Kaffeemaschinchen goß, so recht in sein Schicksal ergeben: „So is recht: jetzt verachtet mich diese Gans auch noch! Is des vielleicht Gerechtigkeit, Herr Tomatschek? Ich kann Sie auf Ehre versichern, ich lebe so solide wie ein pensionierter Stadtrentamtshilfskonzipist — heut passiert mir's zum erstenmal so lang ich in Berlin wohne, daß ich ein paar Stunden später als gewöhnlich mit einem scheußlichen Brummschädel aufwach', und was ist die Folge? Eine um die andre kommen s' dahergelaufen, diese Weibsbilder, mit geschwollene Köpf' wie die kalekuttischen Göckel, eigens um mir ihre Verachtung in die Zähne zu schleudern! Ich behaupte, das ist keine Gerechtigkeit — eine Gemeinheit ist das, behaupte ich! Und zum Ueberfluß kommen auch noch Sie daher, mein Lieber, wie der reinste Odoardo und schimpfen mich einen raffinierten Don Juan und verlangen, ich soll Ihre Tochter heiraten! Oha mi stimmst! Wissen S', Herr Tomatschek, wegen meiner könnten mir gleich alle Damen

meiner Bekanntschaft am Buckel nunterrutschen — Ihr Fräulein Tochter inklusive, mein lieber Herr. Tomatschek! — Also nix für ungut. Sie haben wohl schon gefrühstückt? Aber vielleicht darf ich Ihnen einen Schnaps anbieten? Ich besitze einen feinen alten Kräuterliqueur."

Der Geigerkönig zeigte sich nicht weiter gekränkt, sondern nahm im Gegenteil den Schnaps dankend an. Florian setzte sich zu ihm und genoß sein einfaches Frühstück. Dabei wurde ihm ein wenig behaglicher zu Mute. Die ihm innewohnende Menschenliebe begann wieder zu erwachen und er beobachtete mit Teilnahme den schönen Toby, wie er, das edle Haupt auf den linken Arm gestützt, sorgenvoll und düster in das geleerte Schnapsgläschen hineinstierte. „Belieben Sie vielleicht noch einen?" fragte er liebenswürdig.

Herr Tomatschek nickte nur mit dem Haupte. Auch nachdem er den zweiten Alpenkräuterbittern sich einverleibt hatte, sagte er zunächst noch immer nichts. Er schleckte sich die Lippen ab, putzte sorgfältig sein schwarzes Bärtchen und dann holte er ein tulasilbernes Etui hervor und zündete sich eine Cigarette an. Nun endlich fand er Worte. „Würden Sie mir raten, den Baron aufzusuchen?" fragte er mit finsterem Ernst.

„Ja wie so?" erwiderte Florian. „Was wollen S' denn von dem? Wollen Sie ihn vielleicht anpumpen? Ich glaub', der hat selbst nichts übrig."

„Anpumpen!" wiederholte der Geigerkönig indigniert. „Daran dachte ich — zunächst nicht. Ich meine, ob Sie es für richtig halten, ihn zu fordern? Da Sie der Ansicht sind, daß er es war, der gestern nacht meine Tochter beleidigt hat, so bin ich doch als Ehrenmann und Vater verpflichtet, Genugthuung zu fordern."

„Hm, ja," versetzte Florian, den Kopf bedenklich hin und her wiegend. „Schon möglich, daß Sie damit dem Baron maßlos imponieren; aber für Sie wird's weiter keinen Zweck haben, meine ich; denn ich glaub' net, daß der Baron sich mit besonderem Vergnügen schießen wird, als mehrfacher Familienvater."

„Was, der Baron ist verheiratet?" rief der schöne Toby mit langem Gesicht. „Wissen Sie das bestimmt?"

„Das Fräulein Badacs hat mir's gestern erzählt.

Wissen S', er hat in jungen Jahren sich verplempert, wie's halt die meisten Künstler machen, und da hat er eine rechte blitzdumme und ausgesucht z'widere Person erwischt. Er ist schon Mitglied von elf Vereinen geworden, bloß damit er eine Ursach' hat, möglichst jeden Abend auszugehen, weil ihm die Frau Baronin daheim die Hölle gar zu heiß macht. Mir ist's leid um den Mann. Ich mein', der könnt' ganz etwas andres leisten und ganz eine andre Stellung einnehmen, wenn er net die Dummheit g'macht hätt', des Weib ..."

„Ach, was geht denn mich der Baron und seine Familienverhältnisse an?" unterbrach Herr Tomatschek schroff. Er erhob sich von seinem Sessel, warf seinen Havelock ab und schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Dann trat er vor Florian hin und sagte, mit dem Finger auf sein Schnapsglas deutend: „Sie könnten mir von Ihrem harmlosen Liqueur noch einen Tropfen geben."

Florian beeilte sich, seinem Wunsche nachzukommen. Herr Tomatschek schlürfte das Gläschen im Stehen aus und legte dann seine wohlgepflegte Rechte schwer auf die Schulter seines jungen Freundes. Er seufzte tief auf und sprach: „Ich versichere Sie, Herr Mayr, es ist ein Hochgefühl, Vater einer genialen Tochter zu sein!"

„So, so — ist das Fräulein Libussa genial?" fragte Florian ohne besondere Aufregung.

„Ich versichere Sie, Herr Mayr, sie ist genial," bestätigte der Geigerkönig mit einem kräftigen Druck auf Florians Schulter. „Aber sie ist mein einziges Kind, und ihre unvergeßliche Mutter starb, als sie kaum zehn Jahre alt war. Von da an hat das Kind mein Wanderleben teilen müssen. Die Schule konnte sie natürlich nicht mehr besuchen. Ich war ihr einziger Lehrer — das übrige mußte die Lektüre thun. Sie hat sich außerordentlich rasch entwickelt, körperlich und geistig. Sie ist eine Schönheit geworden, das werden Sie doch zugeben, Herr Mayr?"

„Ei freilich," bestätigte Florian, „sie sieht Ihnen ja so ähnlich!"

„Allerdings, so sagt man mir allgemein," versetzte der schöne Mann, indem er sich befriedigt lächelnd durch sein üppiges Haar strich. „Aber sehen Sie, Herr Mayr, jetzt kommt das, was ich Sie fragen wollte: was fange

ich jetzt mit dem Mädchen an? Was soll aus der Tochter des armen Spielmanns werden? Sehen Sie, diese Frage ist der Alp meiner schlaflosen Nächte. Wissen Sie eine Antwort darauf, Herr Mayr?"

Florian besann sich ein Weilchen, dann sagte er: „Ja, wenn's so genial is, das Fräulein, was schafft's denn dann?"

„Wie meinen Sie?"

„Ja, sie muß doch für irgend eine Kunst oder Wissenschaft oder sonst was inklinieren, meine ich. Ist sie denn musikalisch?"

„Enorm! Aber sie hat kein Instrument gelernt."

„Ja, hat S' denn keine Stimme?"

„Oh eine süße, eine bezaubernde Stimme; aber klein, klein, winzig klein."

„Also is nix damit. Hm, hm — sonst hat S' keine Neigungen gezeigt?"

„O doch — fürs Ballett; aber das ist vorbei — sie hat das Ballett überwunden. Fürs Theater hat sie überhaupt eine phänomenale Begabung; aber sie verachtet das schale Komödiantenwesen."

„So, so. Wie wär's denn nachher mit der Schriftstellerin?"

„O ich sage Ihnen, Herr Mayr, dazu ist sie geradezu auserkoren!" rief Herr Tomatschek begeistert. „Aber leider fühlt sie sich in der Orthographie nicht ganz sicher. Außerdem ist sie viel zu feurig und vorwärtsdrängend, um die langsame, ermüdende Schreibarbeit auszuhalten. Aber Ideen hat sie — das ist einfach fabelhaft!"

Jetzt verlor Florian die Geduld. Er sprang auf und rief: „Ja, Kreuzdonnerwetter, mein lieber Herr Tomatschek, wenn s' nix weiß und nix kann und nix mag, wo sitzt denn nachher die Genialität?"

„Inwendig, mein junger Freund," erwiderte der schöne Toby bedeutend. „Es ist das große Herz, wissen Sie — ihre ganze Seele ist voll von hohen Gedanken und feinsten Empfindungen. Der schaffende Künstler, dessen Muse sie einst werden sollte, der erobert sich einmal die Welt — das steht für mich bombenfest."

Florian war in gelinder Verzweiflung. „Wenn S' des so gewiß wissen, Herr Tomatschek, so warten S' doch ruhig ab, bis der schaffende Künstler seine Muse selber entdeckt."

„Ja, das ist ja eben das Tragische bei unserm Schicksal. Zum Abwarten fehlen uns die Mittel," rief Herr Tomatschek mit einem kläglichen Seufzer. „Mein Gott, mein Gott, kann denn niemand diese Sorge von mir nehmen? Mein lieber junger Freund, Sie sehen doch, ich reibe mich positiv auf. Wissen Sie denn niemanden, der mein Kind wenigstens einstweilen — adoptieren könnte, oder so was?"

Florian griff sich mit beiden Händen an den Kopf: „Jesses hör'n S' auf, Herr Tomatschek; mir war schon ganz gut, aber jetzt brummt mir der Schädel wieder. Wie soll denn ich Ihnen helfen — a junger Kerl von dreiundzwanzig Jahren und a armer Teufel dazu? Geh'n S', fragen S' amal den Baron, der kennt sich vielleicht mit solchen Sachen besser aus."

Der Geigerkönig ließ einen hoheitsvollen Blick an Florian Mayr hinuntergleiten, schüttelte das Lockenhaupt und warf sich den langen Mantel wieder über die Schulter. „Ich habe mich in Ihnen getäuscht," sagte er, die Augenbrauen hochziehend: „Sie haben kein Herz für die Sorgen eines Vaters. Entschuldigen Sie die Störung. Guten Morgen."

Er griff nach seinem Hute und schritt zur Thür. Auf der Schwelle blieb er stehen, dachte ein Weilchen nach und wandte sich dann nochmals um. „Pardon, Herr Mayr: Sie sagten vorhin, daß der Baron in einer höchst unglücklichen Ehe lebe: glauben Sie vielleicht, daß er eventuell Lust hätte, sich scheiden zu lassen?"

„Warum denn net? Fragen Sie ihn doch selber."

„Hm ja. Aber ich kann ihn doch nicht gut mit einer solchen Frage in seiner ehelichen Wohnung aufsuchen."

„Ja, mein lieber Herr Tomatschek, so schicken S' ihm doch einen eingeschriebenen Brief!" rief Florian außer sich.

Der Geigerkönig erfaßte die Ironie. Er reckte sich hoch auf, schleuderte seinen Plüschhut auf die Locken und verließ mit einer verächtlichen Handbewegung gegen Florian das Zimmer.

Der gute Florian Mayr hatte in der That einigen Grund, an dem Vorhandensein einer sittlichen Weltordnung zu zweifeln. Du himmlischer Vater, wie führten sich andre

junge Männer seines Alters auf — und nun gar junge Kunstbeflissene, möblierte Herren ohne Familie, ohne Sorgen, ohne Pflichten! Was geschah denn denen, wenn sie lustig ihr Leben genossen, ihrer Väter Geld verlumpten und von dem ganzen kleinen Katechismus höchstens noch das fünfte und siebente Gebot berücksichtigten? Gar nichts geschah ihnen — im Gegenteil, je toller sie's trieben, desto mehr Ehr' und Ansehen gewannen sie — besonders bei den jungen Damen. Er dagegen hatte so gut wie niemals über die Stränge geschlagen, war stets ein Muster von Fleiß und Pflichterfüllung gewesen, kostete seinen Eltern schon seit Jahr und Tag keinen Pfennig Geld mehr und blickte auf seinem Wege bergan zu den höchsten Zielen seiner Kunst weder rechts noch links. Und was war nun sein Lohn? Eine einzige erste Nacht in Gesellschaft lustiger und merkwürdiger Menschen bei gutem Wein verjubelt, zog ihm sofort die Verachtung einer ganzen Reihe sonst doch friedfertiger und wohlgesinnter Leute zu! Und die Ereignisse dieses grauen Morgens waren dabei nur das vielversprechende Vorspiel zu einem erbaulichen Konzert von lauter Widerwärtigkeiten. Im Laufe der nächsten Wochen sagten ihm nicht weniger als vier Herrschaften die Klavierstunden für ihre Töchter ab. Wie auf Verabredung hatten all diese Damen plötzlich an ihrer Gesundheit einen derartigen Schaden gelitten, daß ihnen ihr Arzt das Klavierspielen untersagen mußte. Nur eine der Herrschaften war ehrlich genug, den wahren Grund ihrer Absage anzugeben: Frau Konsul Burmester hatte sie gewarnt vor ihm, als vor einem rohen und obendrein gewissenlosen Menschen, der sich nicht scheute, seine Vertrauensstellung zu mißbrauchen, um unerfahrene Mädchen zu bethören. Ja sogar bis zu den Ohren seines Konservatoriumdirektors waren jene böswilligen Gerüchte gedrungen. Es half Florian nichts, daß er den Herrn Direktor darüber aufklärte, daß jene Verleumdungen lediglich das Werk des rachsüchtigen Przewalsky seien, der Direktor fürchtete, durch sein Verbleiben Schülerinnen einzubüßen — außerdem war ihm hinterbracht worden, daß Florian dicke Freundschaft geschlossen habe mit seinem Todfeinde Toby Tomatschek, welcher einmal sein Institut in einer Kritik fürchterlich heruntergerissen hatte.

Florian Mayr wurde zum 1. Januar seine Stellung als Professor der Meisterklasse gekündigt.

Ein wahres Glück war's, daß er in den fetten Jahren so sparsam gelebt und sich ein hübsches Stück Geld auf die Seite gelegt hatte. Vor der Not war er so doch auf längere Zeit geschützt, und die unfreiwillige Muße benützte er, um sich mit verdoppeltem Fleiß in der virtuosen Technik zu vervollkommnen. Er mied die Gesellschaft, las Schopenhauer, verachtete die Weiber und bestärkte sich täglich mehr in der Ansicht, sich auf einer denkbarst schlecht eingerichteten Welt zu befinden.

---

## Siebentes Kapitel.

### Ein Hinauswurf.

Florian Mayr begann sich allmählich doch recht einsam und verlassen zu fühlen, besonders in den Weihnachtsfeiertagen. Da seine Einnahme jetzt so gering war, hatte er sich die Reise nach Bayreuth versagt und das Fest einsam auf seinem Zimmer verlebt. Frau Stoltenhagen glaubte sein auffälliges Einsiedlertum nach jenem Tage des grauen Elends als ein Zeichen eingetretener Reue und Bußfertigkeit ansehen zu dürfen und hoffte, daß er nach den üblen Erfahrungen, die er augenscheinlich jüngst mit Damen aus höheren Regionen gemacht, nun doch vielleicht in der Vereinsamung seines Herzens dahin gebracht werden könnte, ihre versorgungsbedürftige Nichte aus Pommern mit freundlicheren Augen anzuschauen. Allerdings hatte er sich in letzter Zeit öfter als früher in längere Gespräche mit seiner Wirtin und dem Fräulein Nichte eingelassen, nur um doch reden zu können und den Klang einer antwortenden Menschenstimme zu vernehmen; aber dadurch hatte sich sein Verhältnis zu diesen Damen durchaus nicht etwa erwärmt — im Gegenteil — die Späße und Anzüglichkeiten, die er sich gegen sie erlaubte, und die früher doch immer noch von einem freundlichen Lächeln begleitet waren, kamen jetzt häufig gar grob und boshaft heraus.

Er verkehrte eigentlich nur mit einigen wenigen Kollegen, obwohl ihm gerade dieser Verkehr, bei dem immer

nur vom Fach geredet und Leistung und Charakter der Mitstrebenden böswillig verlästert wurde, der am wenigsten angenehme war. Er dachte auch nicht daran, die neuen Bekanntschaften, welche er gelegentlich des Gaisabends gemacht hatte, etwa aufzusuchen. So unbefangen und unbedingt natürlich er sich auch im Verkehr Menschen jeder Art gegenüber zu geben pflegte, so vermochte er doch eine angeborene Scheu nicht zu überwinden, welche ihn stets verhindert hatte, neuen Bekanntschaften gegenüber einen ersten Schritt zu thun. Das war ihm schon oft genug als Hochmut ausgelegt worden, aber er konnte sich nicht befreien von der Befürchtung, aufdringlich zu erscheinen. Der Baron von Ried zum Beispiel war ganz ein Mann nach seinem Geschmack, mit dem er sehr gerne in näheren Verkehr getreten wäre, aber nie hätte er es fertig gebracht, ihn aufzusuchen oder etwa ihn einfach durch eine Postkarte zu einer Zusammenkunft im Wirtshaus aufzufordern. Auch die Ilonka Badacs hätte er gern wiedergesehen. Es war eigentlich furchtbar dumm, sich ihr gegenüber zu genieren, um so mehr, da sie den direkten Wunsch ausgesprochen hatte, ihn auch als Künstler näher kennen zu lernen. Sie hatte ihm ja auch ihren Besuch in Aussicht gestellt: wäre ihr so viel an ihm gelegen gewesen, dann hätte sie doch ihr Versprechen erfüllen können; aber natürlich, sie dachte ja gar nicht mehr an ihn — das war auch nur wieder so eine liebenswürdige Redensart gewesen, wie sie leichtlebigen Menschen so glatt vom Munde fließen.

Wie erstaunte Florian Mayr, als wenige Tage vor Neujahr an einem sonnigen Vormittage die fesche Ungarin, reizend angezogen, keck und lustig zu ihm hereinspaziert kam und gleich so unbefangen mit ihm zu plaudern begann, als wären sie die ältesten Freunde und hätten gestern erst diesen Besuch verabredet. Er war ihr außerordentlich dankbar für ihre Freundlichkeit. Das Herz ging ihm auf bei ihrem drolligen Geplauder, und da fand auch er seinen Humor wieder und erzählte ihr mit ironischer Selbstverspottung, was Uebles alles ihm widerfahren war, seit jenem lustigen Abend ihrer ersten Bekanntschaft. Und dann spielte er ihr auf ihren Wunsch eine Reihe der Virtuosenstücke vor, die sie selbst auf ihrem Konzertrepertoire hatte.

Als er fertig war, kriegte sie ihn bei beiden Armen

zu packen, schüttelte ihn tüchtig und rief lachend: „Ober wos wollen Sie, Sie sind ja ein Maistär! Schamen Sie Ihnen nicht, Sie dummär Mensch? Was brauchen Sie Klavierstunden suchen und Schulmaistär für höhere Techter spielen, wo Sie doch kennten sähr berihmter Kinstler sein! Bin ich doch schon bißl berihmt und spiel' ich doch wie ein Schwainderl gegen Ihnen — ja ja, Sie hoben ganz richtig gesogt. O du main libär Härgott, wos gibt doch für furbar dumme Menschen!" Damit erhob sie sich auf die Zehenspitzen und versetzte ihm einen flüchtigen Kuß auf die linke und eine leichte Ohrfeige auf die rechte Backe.

„Dank recht schön für beides," sagte Florian vergnügt, denn ihre Anerkennung that ihm wirklich wohl. „Ach wissen S', liebes Fräulein, zum Berühmtwerden hab' ich nun amal kein Talent. Konzerte geben kost't Geld, und ich hab' keins — ich hab' net amal Freunde genug, um drei Stuhlreihen mit Freibilletten zu füllen! Wer soll denn aber sonst neinlaufen in so ein Konzert von einem gewissen Mayr? Ui je! heutzutag', wo schon bald a jeder Trottl klavierspielen kann! Ich bin ja net amal ein Lieblingsschüler Liszts! Also, was wollen S' nachher? Ich kann mich amal durchaus net vordrängen."

„Eh bien! Mein lieber Fraind," versetzte die Ungarin, indem sie seine Hand durch ihren Arm hindurchzog und freundschaftlich darauf patschte, „dann werde ich Sie vordrängen, Sie mussen nur artig stillhalten, Sie dummär Mensch. — Tiens mon ami, j'ai une idée — voyons: morgen abend ist grande soirée bei der Gräfin Tockenburg — Sie kennen doch die Gräfin Fifi Tockenburg?"

„Nein, ich hab' nicht die Ehre, aber gehört hab' ich schon von ihr; das ist doch die begeisterte Wagnerianerin, net wahr?"

„Gewiß. Oh, libär Fraind, Sie mussen Gräfin Fifi kennen lernen! Wird Ihnen sähr gäfallen dort. Die ganze musikalische Welt von Bärlin kommt dahin, der Hof, die vornähmsten Aristokraten, olle bärihmten Künstlär — wird sähr gute Musik gemacht — nur modern. Oh ich versichere, ise das ainzige vornähme Haus in gonz Bärlin, wo man sich amüsiert. Vous connaissez donc le palais Tokenbourg untär den Linden? Also morgen abend um neun Uhr, et en grande tenue, habit noir, cela va sans dire."

„Aber ich bitt' Sie, ich bin ja gar nicht eingeladen! Wie soll ich denn dos nur anstellen, daß ich da hingelange? Ich mein', da kann doch nicht jeder dahergelaufen kommen, bloß weil er lange Haare tragt und auch a bißl Klavier spielt."

„Oh, sein Sie ruhig, liebär Fraind, moch' ich olles! Schreib' ich Komtesse Fifi haite noch klaines billet doux. Schreib' ich nur, daß Sie sind großer Kinstler, Lisztspieler par excellence — bekomm ich ganz bestimmt Einladung für Sie. Also is abgemacht, nicht wohr? Sie holen mich ab um halb Neun bei mir, Hotel de St. Petersbourg. Wos wollen Sie spielen? Ich werde der Komtesse schreiben."

„Na, sagen wir: die Legende vom heiligen Franziskus."

„Ise recht. Also liebär Herr Mayr, läben Sie wohl — et à demain."

Er geleitete das liebenswürdige Fräulein unter lebhaften Dankesbezeigungen bis zur Treppe. Frau Stoltenhagen faßte ihn noch im Gang ab und konnte sich nicht enthalten, zu fragen, wer die schöne Dame mit dem kostbaren Pelzwerk gewesen sei. Und Florian gab seiner ausgezeichneten Laune dadurch Ausdruck, daß er ihr vorlog, diese Dame sei eine rumänische Prinzessin gewesen, welche ihn aufgefordert habe, mit ihr eine Reise um die Welt zu machen, ganz allein, nur in Begleitung eines Konzertflügels zum Vierhändigspielen unterwegs, eines Leibmameluken zu ihrer und eines Mohrenknaben zu seiner persönlichen Bedienung.

Am nächsten Abend pünktlich um halb neun Uhr stellte sich Florian Mayr im Hotel St. Petersburg ein. Fräulein Badacs war noch bei der Toilette, aber sie ließ ihn ungeniert eintreten und zuschauen, wie unter den geschickten Händen einer Friseuse das Haarkunstwerk auf ihrem Haupte vollendet wurde. Dann warf sie den Frisiermantel ab und zog ihre außerordentlich tief ausgeschnittene Taille an. Der gute Florian war baß erstaunt, daß sie ihn auch bei dieser Prozedur nicht hinauswarf, sondern gar nichts dagegen hatte, daß er sich mit dem Zimmermädchen, welches ihr die Taille im Rücken zuschnüren mußte, in den stillen Genuß aller vorhandenen Sehenswürdigkeiten teilte. Der unschuldige Florian hielt dies für eine ungarische Landessitte und konnte nicht umhin,

sie recht nett zu finden. Zum Schluß durfte er ihr in den kostbaren Pelzmantel helfen und sie am Arm die Treppe hinunterführen. Das Palais Tockenburg war zwar nur wenige Minuten von dem Hotel entfernt, aber trotzdem wurde ein Wagen dahin genommen.

Zum erstenmal in seinem Leben betrat Florian Mayr ein so vornehmes Haus, zum erstenmal auch war es ihm vergönnt, eine so vornehme Dame über eine mit dickem Teppich belegte Marmortreppe hinaufzugeleiten. Er wußte von Fräulein Badacs so gut wie gar nichts, aber natürlich hielt er sie nach ihrer Kleidung und ihrem sicheren Auftreten für etwas ganz außerordentlich Vornehmes und fühlte sich sehr geehrt dadurch, daß sie ihn für diesen Abend zu ihrem Kavalier erkoren hatte. Er hatte übrigens ganz vergessen, zu fragen, ob denn nun eigentlich eine Einladung für ihn eingetroffen sei — übrigens mußte das doch wohl der Fall sein, denn sonst hätte das Fräulein ihn doch nicht mitnehmen können.

Mehr noch als durch die Hunderte von Kerzen und durch den goldstrotzenden prachtvollen Saal, den sie von zahlreichen Krystallüsters herab bestrahlten, wurde Florian geblendet von der bunten Gesellschaft, welche diesen Saal, sowie einige anstoßende Gemächer erfüllte. Diese Menge glänzender Uniformen, diese Orden, diese reichen Toiletten, diese alten Damen in rauschender Seide, ausgeschnitten bis zur Unglaublichkeit, dies Geschwirr verschiedener Sprachen, unter denen das Französische vorherrschte, um seine Ohren, diese imposanten Lakaien, welche auf dem spiegelglatten Parkett mit so staunenswertem Geschick ihre gefüllten Theebretter von einer Gruppe zur andern balancierten — das alles war für Florian Mayr so verwirrend neu, daß er sich zunächst recht unglücklich und gar nicht am Platze vorkam, besonders weil er bald bemerken mußte, daß er der einzige zu sein schien, der mit gewichsten Stiefeln und steifem Cylinder sich hier hereingewagt hatte. Alle andern Herren von Zivil trugen nämlich einen Klapphut unter den Arm geklemmt und Lackschuhe an den Füßen. Wäre das Fräulein Badacs nicht gewesen, so hätte sich Meister Florian jedenfalls nicht so bald von der Eingangsthüre weggetraut, aber seine Dame schien hier ganz zu Hause zu sein. Sie ergriff ihn einfach

beim Aermel und steuerte ihn, nach rechts und links Umschau haltend, sicher durch den dicksten Schwarm der Gäste hindurch bis zur Hausfrau, welche sie auf der Schwelle des Nebenzimmers in lebhafter Unterhaltung mit einem jüngeren Herrn in Husarenuniform antrafen, der sicherlich ein Prinz sein mußte, da er bereits ein Großkreuz auf der Brust trug.

Fräulein Ilonka führte eine tiefe Verbeugung vor der Gräfin aus und wartete, bis sie angeredet würde. Die Gräfin Tockenburg, eine noch jugendliche Frau, zarte Blondine, von ziemlich kleiner Gestalt, aber gut gewachsen und von frischen Farben, kniff die Augen halb zu, führte rasch ihr langstieliges Lorgnon davor und hob die Oberlippe zu einem überaus freundlichen Lächeln über die blendend weißen Zähne empor.

„Ah, tiens, tiens — c'est — mais oui je me rapelle: c'est la jolie pianiste hongroise!“ Dann wandte sie sich an den jungen Husaren mit dem Brillantstern und fuhr fort: „Permettez-moi, mon prince, de vous présenter Mademoiselle de — de ...“

„Badacs Ilonka s'il vous plaît, votre Altesse,“ fiel die Ungarin rasch ein, als sie bemerkte, daß die Gräfin vergeblich nach ihrem Namen suchte.

Der Prinz begann alsbald ein französisches Gespräch mit Fräulein Ilonka, und Florian sah sich darauf angewiesen, hinter ihrem Rücken verschiedentliche Bücklinge an die kurzsichtige Frau des Hauses zu richten. Es dauerte eine ganze Weile, bis er von der Gräfin, welche zerstreut umherhorchte, bemerkt wurde. Sie fixierte ihn plötzlich durchs Lorgnon und zeigte ihm ihre tadellosen Oberzähne, sagte aber vorläufig nichts als „Ah —“

Florian verbeugte sich abermals und murmelte etwas von der Ehre, die ihm die gnädige Frau durch ihre freundliche Einladung erwiesen habe.

Die Frau Gräfin konnte sich offenbar nicht entsinnen und sagte etwas unsicher: „Oh, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gekommen sind. — Sie sind auf der Durchreise hier, nicht wahr? Sie kommen von — Pardon, von wo doch gleich?“ —

„Von Bayreuth, Frau Gräfin; aber ich halte mich schon seit drei Jahren hier in Berlin auf.“

„Oh Bayreuth!“ versetzte die Gräfin mit einem

enthusiastischen Blick nach oben, und dann hob sie abermals das Glas an die Augen und fixierte hoffnungslos den langen, dünnen Jüngling.

„Mein Name ist Mayr," kam ihr Florian bescheiden zu Hilfe.

Da zog die Frau Gräfin wie erschrocken durch diese Eröffnung die Oberlippe über die Zähne herab und stupfte Fräulein Badacs leicht mit ihrem Lorgnon auf den Arm.

Die wandte sich um und beeilte sich, ihrem Freunde aus der Verlegenheit zu helfen, indem sie ihn der Gräfin als den jungen, großartigen Virtuosen vorstellte, welchen sie ihr für ihren heutigen Konzertabend empfohlen habe. Sie fügte noch beteuernd hinzu, daß le jeune maître einer der hervorragendsten Lisztspieler der Gegenwart sei.

Das Gesicht der Gräfin hellte sich wieder auf und sie gönnte Florian von neuem den Anblick ihrer Oberzähne. „Ah, Sie kommen von Liszt?" rief sie in einem Tone, welcher gleichzeitig ein deutliches: „Ja, junger Mann, das ist ganz was andres!" ausdrückte.

Florian neigte den Kopf zur Seite, zuckte die Achseln und versetzte: „Bedaure sehr, Frau Gräfin, ich war noch nicht bei Liszt; aber ich beabsichtige, demnächst mein Glück bei ihm zu versuchen."

Die Oberlippe verschwand wieder, das Lorgnon sank herab und die Gräfin sagte blinzelnd: „Oh, noch nicht bei Liszt gewesen? Ja, Pardon ... das heißt, Sie bringen mir wohl Empfehlungen vom Meister selbst aus Bayreuth? Sie sagten doch, Sie kämen aus Bayreuth?"

„Ja allerdings, gnädige Frau," erwiderte Florian, „ich bin sogar von Bayreuth gebürtig, mein Vater ist dort Lehrer und Organist."

„Ober bitt' schön, gnädigste Komtesse," beeilte sich Fräulein Ilonka ihm zu Hilfe zu kommen; „er spielt süperb! Hot mir vorgäspielt, wor ich hingärissen! Frau Gräfin wärden sich überzaigen, wenn er wird spielen den heiligen Franziskus."

„Aehm — das wird heute schwerlich ... emnäh — das Programm ist schon festgestellt. Pardon, meine Liebe, ich sehe dort ..."

Der Rest des Satzes blieb unverständlich. Mit einem merkwürdig verkniffenen Ausdruck blickte sie zwischen der

Ungarin und ihrem Schützling hindurch suchend in den Saal hinein und war gleich darauf ihren Blicken entschwunden.

Fräulein Ilonka war kaum minder bestürzt als Florian selbst, aber sie wollte sich nichts merken lassen. Sie lachte ihn freundlich an, ergriff ihn beim Arm und stellte ihn dem jugendlichen Prinzen vor. Der wußte nun aber vollends gar nicht, was er mit Florian Mayr aus Bayreuth anfangen sollte. Nachdem er ihm gegenüber die Behauptung aufgestellt hatte, daß das Klavierspielen jedenfalls sehr schwer sein müßte, da doch die meisten Menschen es versuchten und nur wenige es zur Vollkommenheit brächten, sah er sich außer stande, vorderhand noch mehr Geist an Florian Mayr zu verschwenden, und wandte sich wieder mit Lebhaftigkeit der Ungarin zu, der gegenüber ihm die Berührungspunkte augenscheinlich näher lagen. Da durfte Florian denn doch anstandshalber nicht weiter stören, sondern drückte sich, nachdem er wenige Minuten dumm lächelnd zugehört, still beiseite.

Er kam sich beinahe schon so gut wie hinausgeworfen vor, denn es schien ganz klar, daß die schrecklich vornehme Frau des Hauses durch seine Anwesenheit keineswegs angenehm überrascht war. Den Brief der Badacs schien sie gar nicht beachtet zu haben, ja sie schien sogar das Fräulein selbst noch recht oberflächlich zu kennen. Unter diesen Umständen gehörte allerdings eine ganz ungewöhnliche Dreistigkeit dazu, einen noch weit unbekannteren Menschen so ohne weiteres ungeladen mitzubringen. Florian dachte nicht daran, dem kecken Fräulein diesen sonderbaren Freundschaftsdienst zu danken; im Gegenteil, er war wütend auf die Badacs und beschloß, sich unauffällig davon zu machen, bevor seine Charakterstärke etwa durch ein gut besetztes Büffett auf eine zu harte Probe gestellt würde. Den musikalischen Genüssen glaubte er leichter entsagen zu können.

Er hatte schon fast die Ausgangsthür wieder gewonnen, als er mitten in einer kleinen Gruppe von alten Damen seinen Freund Przewalsky bemerkte, und unter den Damen war auch eine, deren erwachsene Tochter er bis vor kurzem unterrichtet hatte. Da — jetzt hatte der schöne Antonin ihn gleichfalls bemerkt. Die Damen schielten alle nach ihm hin, und dann steckten sie tuschelnd die Köpfe zusammen und horchten eifrig auf etwas offen-

bar höchst Interessantes, was der weiche Künstler ihnen zu erzählen hatte.

„Gel du Lump, jetzt fallt's über mich her?" knirschte Florian halblaut vor sich hin. Aber jetzt beschloß er, noch ein wenig zu bleiben, denn es sollte nicht so aussehen, als ob er vor dem falschen Kerl Reißaus nähme.

Wenige Minuten später betrat ein Lakai das Podium in der Mitte der äußeren Längswand des großen Saales und klappte den Deckel des Flügels in die Höhe. Das war das Signal zum Beginne der musikalischen Produktionen. Die ganze große Gesellschaft strömte zusammen, die Damen und älteren Herren nahmen auf den vorgesehenen Stuhlreihen Platz, die jüngeren Herren stellten sich dahinter und zu beiden Seiten auf. Ein junger Pianist, den Florian nicht kannte, gab eine Phantasie aus den Meistersingern, anscheinend eine Improvisation, zum besten, und dann betrat der königliche Kammersänger Betz, ein alter Herr mit einer gewaltigen Platte und einer goldenen Brille vor den äußerst kurzsichtigen Augen das Podium, schlug auf einem Geigenpult den dickleibigen Klavierauszug auf und sang daraus Hans Sachsens Monolog vom Wahn.

Für dramatische Musik, in Frack und weißer Binde vorgetragen, hatte sich Florian niemals besonders zu erwärmen vermocht. Er richtete infolgedessen seine Aufmerksamkeit mehr auf das Publikum als auf die Vortragenden. Da es ihm gelungen war, gleich bei Beginn des Konzertes einen Stehplatz ziemlich weit vorn zu erobern, so bekam er einen recht guten Ueberblick über die Anwesenden. Langsam ließ er seine Augen die Reihen der Sitzenden entlang schweifen. Er entdeckte darunter die bekannten Charakterköpfe einiger hohen Diplomaten, Minister, Professoren und Künstler und sonst noch eine Menge Gesichter, die ihm bekannt vorkamen, ohne daß er ihnen hätte einen Namen geben können — es waren eben die typischen preußischen Assessoren- und Lieutenantsköpfe bei den jüngeren, Hofchargen- und Bureaukratenmasken bei den älteren Herren. Bei den Damen ward er viel Fleisch, aber wenig Schönheit gewahr. Auch unter ihnen entdeckte er außer jener alten Dame, die er schon vorher in Gesellschaft seines polnischen Freundes gesehen hatte, kein bekanntes Gesicht. Doch halt! Hier auf seiner Seite, nur wenige Reihen von

seinem Standort entfernt, war das nicht der kleine, dicke Konsul Burmester? Ja wahrhaftig! Und neben ihm die Dame in zitronengelber Seide mit dem Mohnblumenbouquet auf der Schulter, das mußte seine Gattin sein. Er hätte sie nicht erkannt, wenn sie nicht neben dem Konsul gesessen wäre. Wie konnte auch ein Mensch, der die gnädige Frau immer nur „noch nicht angezogen“, das heißt in höchst kleidsamen faltigen Morgengewändern gesehen hatte, diesen gefährlichen, gelbverhüllten Knochenaufbau, mit dem künstlich wild frisierten Kopf darauf, für dieselbe Dame ansehen! Aber wo war Thekla? Hatte sie vielleicht den Eckplatz inne, welchen er wegen der davor stehenden Herren nicht überschauen konnte. Vorsichtig und ganz allmählich zog er sich zurück. Er hoffte, daß ihn die Konsulin noch nicht bemerkt haben möchte, und trachtete schon deswegen, ihr in den Rücken zu gelangen. So, jetzt hatte er's erreicht — und richtig, auf dem Eckplatz neben ihrem kleinen Papa saß Thekla Burmester ganz einfach in weißen Musselin gekleidet, mit einer roten Schärpe um die Taille. Ein bißchen auffallend kindlich war das Kostüm, aber es stand ihr reizend zu dem dunkelblonden Krauskopf mit den üppigen Zöpfen, die sie auch heute, trotz der großen Toilette, schulmädelhaft herunterhängend trug. Die Mama wollte sie wohl absichtlich so jung als möglich erscheinen lassen. Sie hatte sich doch ihr Adoptivkind recht übel gewählt; denn daß dieser halbe Backfisch mit den prachtvollen Armen, dem weichen Nacken und der zarten Fülle der Büste schwerlich ihr eigenes Werk sein konnte, das mußte bei solcher Nebeneinanderstellung doch jedermann auffallen! Auch von dem Konsul war schlechterdings kein Zug in Theklas Angesicht zu entdecken. Sie war ohne Zweifel eines der hübschesten, wenn nicht das hübscheste Mädchen im Saale.

Florians Herz klopfte stärker. Er war stolz auf seine Thekla. Jetzt mußte er dableiben. Er mußte eine Gelegenheit suchen, sie von ihren Eltern wegzulocken, um dies gute, dumme Köpfchen geschwind wieder zurecht zu setzen, falls die verwünschte Marie mit ihrem Geschwätz etwa doch einige Verwirrung darin angerichtet haben sollte. Florian wußte ja gar nicht mehr, wie er zu Thekla stand, denn natürlich hatte er ihr nicht mehr schreiben können.

Thekla kümmerte sich ebensowenig um die Musik wie er. Sie schien heute ihren ersten Ausflug in die große Welt zu thun, denn mit demselben Neulingseifer wie die seinen flogen auch ihre Augen hin und her. Florian wagte es nicht, sich ihr bemerklich zu machen, aus Furcht, daß ihn dann auch die Eltern bemerken könnten, aber er blieb dicht hinter ihr stehen, damit sie ihm nicht entwischen könne beim allgemeinen Aufbruch. Nie hatte ihn Musik so gelangweilt wie heute, trotzdem fast durchweg wirklich Künstlerisches geleistet wurde. Das Programm war bezeichnend für die Gesellschaft, der es geboten wurde: Wagner, Liszt, Tschaikofsky, Chabrier — von vortrefflichen Künstlern vorgetragen — und dazwischen ließen sich einige hocharistokratische Dilettanten mit Liedern im leichteren französischen Salongeschmack oder auch eigenen Erzeugnissen hören, welche in einem recht merkwürdigen Gegensatz zu dem hohen Stil der übrigen Kompositionen standen. Und gerade diese letzteren Leistungen fanden den allerlebhaftesten Beifall. Zum Beschluß des ersten Teiles sang ein schlesischer Graf mit einer allerdings prächtigen Tenorstimme einige Lieder, die ein andrer schlesischer Graf komponiert hatte. Er fand damit so starken Beifall, daß er sich zu einer Zugabe genötigt sah. Er wählte dazu Schumanns „Ich grolle nicht", mit dem hohen C.

„Isch grolle nischt
Und wenn das Herz auch brischt —"

sang der schöne, hochgeborene Herr. Und immer kühner strebte er hinan, immer röter wurde sein Antlitz — und jetzt — hurra! — mit kühnem Schwung hinauf:

„Isch sah die Schlang',
Die dir am Häwärzen fri—wißt,
Isch sah, mein Lieb, wie sähr du ähh—lend bischt —
Isch grolle nischt."

Tosender Beifall. Die Gesellschaft vergaß vollständig, daß sie sich ja unter der Fahne der Zukunftsmusik hier zusammengefunden und daher eigentlich kein Recht hatte, sich für derartige Kraftleistungen besonders zu begeistern — in einer Gesellschaft noch dazu, in welcher eine laute Begeisterung für Kunstleistungen überhaupt schon als unschicklich zu gelten pflegt. Aber was ist da zu machen?

Ein hohes C schlägt eben auf die Nerven wie jede andre Monstrosität auch. Alles sprang wie elektrisiert von seinen Plätzen, und die näheren Bekannten des Grafen stürmten das Podium, um ihn zu seiner phänomenalen Leistung zu beglückwünschen. Natürlich hatten gerade diese näheren Bekannten ihn schon des öfteren „Isch grolle nischt" mit dem hohen C singen hören, aber es blieb doch immerhin merkwürdig, daß ihm auch diesmal wieder nichts dabei geplatzt war — und so etwas verdient Anerkennung! Antonin Prczewalsky, der den Grafen am Flügel begleitet hatte, wurde durch den Ansturm der Gratulanten geradezu vom Podium heruntergedrängt.

Florian benutzte die Verwirrung des allgemeinen Aufbruchs, um in einem Augenblicke, als der Konsul und seine Gattin sich gerade angelegentlichst mit Herrschaften, die vor ihnen standen, unterhielten, Fräulein Thekla ein ganz klein wenig an einem ihrer langen Zöpfe zu zupfen. Sie wandte sich rasch um und quickte vor Schreck leise auf.

„Kommen Sie g'schwind, ich muß Sie sprechen," flüsterte ihr Florian rasch zu, und dann drückte er sich hinter einen Knäuel von Herren, damit ihn Burmesters beim Vorbeigehen nicht entdecken könnten.

Die ganze Gesellschaft begab sich jetzt unter Korantritt Seiner Excellenz des Grafen Tockenburg, welcher die alte Fürstin Hatzfeld am Arme führte, in den anstoßenden Speisesaal, woselbst auf zwei langen Tafeln allerlei leckere kalte Gerichte aufgestellt waren. Florian blieb dicht hinter Burmesters und folgte langsam dem Strome bis zum Eingang in den Speisesaal. Dort wagte er es abermals, Thekla am Arme zu berühren, und als sie sich umwandte, haschte er geschickt nach ihrer Hand und hielt sie fest. Er hatte Glück. Die Eltern schritten weiter, ohne Theklas Stehenbleiben zu bemerken, und nun zog er sie aus dem Menschenstrome hinaus hinter eine der Säulen, welche die Thür flankierten.

„Lassen Sie mich los, Herr Mayr, bitte," flüsterte Thekla ängstlich; „ich darf nicht mit Ihnen sprechen."

„Mama hat's verboten, nicht wahr?" gab Florian ironisch lächelnd zurück. „Aber das ist mir ganz egal, ich muß Sie sprechen — ich muß wissen, was die dumme Person, die Marie, Ihnen von mir gesagt hat, und ob Sie's geglaubt haben. Gel Fräulein Thekla, Sie ham's

net 'glaubt? Ich war an dem Morgen so elend und hatte meine Gedanken gar net beisammen, sonst hätt' ich Ihnen wahrhaftig gleich a bißl was zum Trost g'schrieb'n, aber die dumme Person is ja gleich im größten Zorn davon, bloß weil ich's wegen ihrem dummen G'schwätz einen Affen g'schimpft hab'! Geln S' Fräulein Thekla, Sie wissen doch aus Erfahrung, daß ich leicht amal mit Gäns und Affen um mich werf, wenn ich gereizt werde? Des thut doch meinem Charakter weiter keinen Abbruch?"

Theklas ängstlich gespanntes Gesicht hellte sich zusehends auf. Ganz vertrauensvoll schlug sie die Augen zu ihm empor und sagte: „Ach nicht wahr, Herr Mayr, Sie sind doch kein schlechter Mensch — ich habe mir es gleich gedacht."

„So is recht, des is g'scheit!" rief Florian vergnügt. „Also seien wir wieder gut mit'nander." Damit streckte er ihr einladend seine Rechte entgegen.

Thekla wagte nicht einzuschlagen, weil es ja die Leute alle sehen könnten, worauf Florian ihr vorschlug, sie möchte sich in das Zimmer auf der andern Seite des Saales flüchten, er würde etwas für sie beide zu essen holen, und dann wollten sie sich's wohl sein lassen, und sie müßte ihm haarklein berichten, was sie seit ihrem letzten Zusammentreffen alles erlebt habe. Ohne ihre Antwort abzuwarten, ließ er sie stehen, ging in den Speisesaal und drängte sich zum Büffett durch, um zwei Teller voll Hummermayonnaise und einen Haufen belegter Weißbrotschnittchen, in rautenförmige Bissen zugeschnitten, für sich und seinen Schützling zu holen.

In seinem Eifer hatte er gar nicht bemerkt, daß er dabei in die unmittelbare Nähe des Herrn Konsuls Burmester geraten war, welcher an dem gleichen Büffett damit beschäftigt war, den Teller seiner Gattin zu füllen, die hinter ihm stand, um seine Wahl zu leiten. Die beiden Herrn erkannten einander, indem sie, im Begriffe, gleichzeitig in dieselbe Schüssel zu langen, mit ihren Löffeln kollidierten und sich dafür gegenseitig entschuldigten.

„Ah, Herr Mayr, Sie hier!"

„Ja, grüß Sie Gott, Herr Konsul! Bitte, bedienen Sie sich nur."

„Bitte sehr, nach Ihnen," stotterte der kleine Herr in seiner Verlegenheit. Und dann wandte er sich nach seiner

Gattin um und machte sie flüsternd auf Herrn Mayrs Anwesenheit aufmerksam.

Kaum hatte Frau Olga den bösen Feind erblickt, als sie so laut, daß trotz des herrschenden Lärms die Zunächststehenden es wohl hören konnten, in komisch erschrockenem Tone ausrief: „Wo ist Thekla? Ich bitte dich, Willy, wo ist Thekla?“

Florian bemerkte viele lächelnde Gesichter, und da trieb ihn der Schalk, mit liebenswürdiger Unschuldsmiene sich an den Konsul zu wenden: „So, also Ihr Fräulein Tochter haben S' auch mitbracht? Warten S', ich geh's gleich suchen.“ Und ehe noch der Konsul und seine Gattin etwas zu erwidern vermochten, schlüpfte er mit seiner Beute geschmeidig durch das Gedränge hindurch. Dicht bei der Flügelthür stand ein Lakai mit einem Präsentierbrett voll Biergläsern. Davon erwischte er im Vorbeigehen noch eins und dann schlitterte er, die beiden Teller in der Linken, das Bierglas in der Rechten, über das glatte Parkett des Musiksaales dem gegenüberliegenden Drawingroom zu.

So ganz ohne Aufenthalt sollte er jedoch nicht dahin gelangen. Fräulein Badacs schlenderte eben in Begleitung des prinzlichen Husarenlieutenants dem Speisesaale zu und rief ihm entgegen: „Tiens, liebär Fraind, suchen Sie mich? Bringen mir wos Schens zum essen?“ Dabei ergriff sie ein Leberwurstschnittchen und ließ es sofort in ihrem großen Munde verschwinden.

Mit einer raschen Bewegung brachte Florian die Teller aus ihrem Bereich und sagte: „Nix da, mein Fräulein, des gehört net für Sie!“

„Ah! Wie finden Durchlaucht?!“ wandte sich Fräulein Ilonka an ihren Begleiter. „Ain schener Kavalier, der Härr Mayr! Moi je l'ai introduit ici — et par conséquence il fait la cour à une autre! Que c'est drôle n'est-ce pas?“

„Beruhigen Sie sich nur, gnädiges Fräulein,“ knarrte der Prinz im preußischen Gardeton: „Ich werde versuchen, Ihnen den herben Verlust zu ersetzen.“

Florian überhörte absichtlich die Ironie und sagte gutmütig lachend: „Sehr angenehm, Euer Durchlaucht, nix für ungut, liebe Kollegin; aber ich hab' eine ältere Freundin hier getroffen, gar so ein armes Hascherl, die

muß ich erst einmal versorgen.“ Damit schlitterte er davon, ohne sich weiter aufhalten zu lassen.

Richtig — die kleine Thekla war folgsam gewesen und harrte seiner mit bangem Herzklopfen im Drawing-room der Frau Gräfin. Sie waren hier ganz ungestört, denn es lag durchaus nicht in der Absicht der Gastgeber, daß in diesem Raume gespeist werden sollte. Es waren vielmehr zu diesem Zwecke in einer an den Speisesaal anstoßenden Galerie kleine Tische aufgestellt. Florian setzte Speisen und Getränk auf einem der japanischen Lacktischchen ab, schob dieses vor eine schwellende Causeuse und nötigte Thekla, neben ihm Platz zu nehmen. Das arme Kind naschte nur ein wenig von den belegten Schnittchen, die beiden Portionen Hummersalat mußte Florian ganz allein aufessen. Sie nippte auch nur, ihm zu Gefallen, ein klein wenig an dem Biere, den Rest trank er auf ihr Wohl in einem Zuge aus. Und während er mit gutem Appetit vom Hummer schmauste, erzählte ihm die Kleine die Geschichte ihrer häuslichen Leiden während der letzten Wochen. Die Frau Mama sei thatsächlich der Werbung des polnischen Künstlers günstig gesinnt, besonders seit er dem ältesten polnischen Adel anzugehören behauptete, wofür er jedoch bisher noch nicht die geringsten Beweise beigebracht hatte. Glücklicherweise aber mochte ihr Vater den Mann gar nicht leiden, wodurch sie sich vor seinem Drängen einigermaßen geschützt fühlte. Aber es war schon unangenehm genug, daß der Waschlappen so oft ins Haus kommen durfte. Klavierstunden hatte sie trotz ihrer Weigerung sich von ihm geben lassen müssen. Da sie jedoch nicht regelmäßig zu stande kamen, so sollte sie nun anfangen, Geige zu lernen, wozu sie erst recht keine Lust hatte. Ihr Papa hatte jetzt auch nicht mehr die Energie, den Wünschen der Mama länger zu widerstreben, denn der lange Kampf hatte ihn schon ganz mürbe gemacht. Sie fühlte sich nun völlig verlassen, besonders seit ihr durch die Weigerung der Zofe, weiter für sie Botendienste zu verrichten, die Möglichkeit abgeschnitten war, sich bei dem Freunde Rat und Trost zu holen. Sie hatte übrigens trotz der strengen Aufsicht es doch mehrmals fertig gebracht, nach postlagernden Briefen zu fragen. Da aber nie eine Zeile von ihm für sie vorhanden gewesen, war sie schließlich doch nahe daran

gewesen, den Verleumdungen Prczewalskys und ihrer Marie Glauben zu schenken. „Ach, lieber Herr Mayr, nun müssen Sie mir sagen, was ich thun soll," schloß das arme Ding, indem es in drolliger Hilflosigkeit seine Hände im Schoße faltete.

Florian war sehr gerührt; aber er kaute immer noch an seinem Hummersalat, und darum klang es nicht sonderlich gerührt, was er jetzt zur Antwort gab: „Hm, hm, was machen wir jetzt da? Ja, mein Gott, haben Sie denn nicht irgend einen rechten netten Lieutenant oder so was, womit S' durchbrennen möchten?"

„Aber pfui, Herr Mayr, wie können Sie so was sagen! Sie wollten doch selbst . . ."

Florian blickte sie erstaunt an. Er legte die Gabel hin, schluckte den letzten Bissen hinunter und dann nahm er ihre rechte Hand weich zwischen seine beiden und fragte leise: „Aber Fräulein Thekla, sind S' mir denn wirklich so gut, daß S' mit mir durchgehen möchten? Mit so einem groben Kerl, wie ich bin, mit so einem Musikanten, der nichts hat und nichts ist?"

Sie antwortete nicht, sondern ließ nur tief errötend das hübsche Köpfchen sinken.

Florian spielte eine kleine Weile mit ihrer warmen weichen Hand, dann seufzte er tief auf und sagte, indem ihm das Wasser in die Augen trat: „Nein, mein liebes Fräulein, schaun Sie, dazu bin ich Ihnen nun wieder viel zu gut, als daß ich Sie zu solchen Dummheiten verleiten sollte. Wenn Sie einen Wauwau brauchen, der Ihnen unangenehme Leut' wegbeißt, so werden Sie mich immer bereit finden, aber — in anderem Sinne dürfen Sie nicht an mich denken. Uebrigens vor dem Bubilausky brauchen Sie fein nicht Angst zu haben. Hier haben Sie ein Papier, das bewahren Sie sich sorgfältigst auf — und wenn der Kerl net auslaßt mit seine damischen Heiratsgedanken, dann geben S' Ihrem Herrn Papa nur des Autograph da, mit einem schönen Gruß von mir." Er zog sein Taschenbuch hervor und entnahm ihm ein mehrfach zusammengefaltetes Stück Papier, welches er mit wichtiger Miene dem erstaunt und enttäuscht dareinblickenden Mädchen überreichte.

Thekla war noch beschäftigt, das Papier, nachdem sie

es ganz klein zusammengefaltet, in ihrem Busen zu verbergen, als eine ganze kleine Gesellschaft aufgeregter Menschen innerhalb der offenen Flügelthüren sichtbar ward, nämlich Herr und Frau Konsul Burmester, Antonin Prczewalsky, die drei älteren Damen, die sich heute besonders an ihn attachiert zu haben schienen, und zum Schluß die Frau des Hauses selber mit dem Lorgnon vor den Augen, den feinen Hals gespannt vorgestreckt. Frau Olga Burmester machte sofort einen Vorstoß bis dicht vor das Pärchen, während die andern Herrschaften noch in der Nähe der Thür stehen blieben.

„Ah," rief die erzürnte Mutter ganz außer Atem: „Also ist es wirklich wahr! Thekla, Thekla, wie ist es bloß möglich? Du entfernst dich von der Gesellschaft — mit — diesem Herrn — o!" Und sie streckte gebieterisch ihre Hand nach dem Töchterchen aus, das sich zitternd erhoben hatte. Den Florian Mayr würdigte sie keines Blickes.

Der Konsul dagegen glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, mit dem Verführer ein ernstes Wort zu reden. Hocherhobenen Hauptes, das wohlhäbige Bäuchlein vorgestreckt, trat er auf ihn zu und sagte: „Darf ich Sie vielleicht um Aufklärung bitten, mein Herr, zu welchem Zwecke Sie meine Tochter hierher gelockt haben?"

Die Entrüstungsattitüde der versammelten Gesellschaft vermochte Florian Mayr keineswegs bange zu machen; im Gegenteil, er fand die Situation hervorragend komisch und erwiderte, indem er mit liebenswürdigem Lächeln auf den kleinen Herrn Burmester zuging: „Sein S' nur stad, Herr Konsul! Sie sind ja gar net so schlimm, wie Ihre Frau Gemahlin ausschaut, ha, ha, ha! Aber des können S' mir schon glauben: Ihr Fräulein Tochter is nirgends so sicher, wie unter meinem Schutz. Und letztens und hauptsächlich war ich mir's auch schuldig, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, um mich vor dem Fräulein zu verteidigen gegen die gemeinen Verleumdungen, die der schöne Herr da gegen mich in Umlauf gesetzt hat." Dabei wies er mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Kollegen Prczewalsky, der hinter dem Schutzwall der drei älteren Damen mit höhnischer Siegermiene den peinlichen Auftritt verfolgte.

Die Anwesenden standen sprachlos, und nur der gekränkte Tonkünstler äußerte eine halblaute Verwünschung,

indem er die geballte Faust vorsichtig zwischen den Köpfen seiner beiden ältesten Freundinnen hindurchstreckte.

Da schritt die Gräfin Tockenburg auf Florian zu und sagte, ihre Augen fast völlig zukneifend, mit dem Ausdruck äußerster Geringschätzung: „Ich habe drüben für meine Gäste decken lassen, Herr Mayr. In meinem Privatsalon speist man nicht.“

Jetzt wurde Florian aber doch verwirrt. Er machte eine ungeschickte Verbeugung und stotterte: „Bitte vielmals um Entschuldigung, Frau Gräfin, ich — kenn' mich halt noch net recht aus dahier. Wenn man zum erstenmal in so ein vornehmes Haus kommt ...“

„Ich kann mich auch nicht erinnern, Sie eingeladen zu haben, Herr Mayr,“ unterbrach ihn die Gräfin in eisiger Ruhe.

Ein allgemeines „Ah“ des Erstaunens und der Entrüstung. Der schöne Antonin lachte höhnisch auf und wagte sich sogar hinter seinen Beschützerinnen hervor. Die Konsulin murmelte: „Das setzt doch allem die Krone auf!“ Und Thekla schmiegte sich mit ganz verängstigter Miene an ihres Vaters Arm.

Florian bekam einen dunkelroten Kopf. Es schnürte ihm die Kehle zu, und er vermochte nur mühsam ein paar Worte hervorzubringen: „Frau Gräfin ich bin ... das muß ein Irrtum ... Fräulein Badacs sagte mir doch, sie kriegte bestimmt eine Einladung für mich — — ich sollte den heiligen Franziskus ... Gestatten Frau Gräfin vielleicht, daß ich Ihnen den heiligen Franziskus vorspiele?“

Die Gräfin führte das Lorgnon vor die Augen und fixierte Florians immerhin gut gewichste Stiefel mit einem geradezu vernichtenden Blick, während sie ihm antwortete: „Um sich in meinen Soireen hören zu lassen, bedarf es denn doch gewichtigerer Empfehlungen — das Fräulein Badacs ist etwas sehr voreilig gewesen.“

„Entschuldigen Frau Gräfin, das konnt' ich net wissen,“ versetzte Florian mit leicht bebender Stimme. „Unter diesen Umständen will ich natürlich nicht länger — lästig fallen. Ich habe die Ehre, Frau Gräfin.“ Damit verbeugte er sich und verließ langsam das Zimmer.

Die kleine Gesellschaft schloß sich flüsternd zusammen und folgte ihm fast auf dem Fuße. Florian hatte scharfe Ohren. Er vernahm ganz deutlich, wie Prczewalsky ganz laut zu

seinen drei Damen sagte: „Ist doch eine kolassale Unverschämtheit von dieser Badacs, ganz sans façon ihren Liebhaber mitzubringen, in eine solche vorrnehme Gesellschaft!"

Florian drehte sich auf dem Absatz herum und mit wenigen großen Schritten stand er dicht vor dem erschrocken rückwärts strebenden Antonin, packte ihn mit festem Griff bei beiden Frackaufschlägen zugleich und beutelte ihn gelinde hin und her. „Was hast g'sagt, Lump, elendiglicher?" zischte er ihn leise an. „Wegen dem, was d' über mich für gemeine Lügen aufbracht hast, kriegst scho sicher noch deine Prügel — willst jetzt noch eine anständige Dame beleidigen, infamer Lapp du?"

Es waren bereits nicht wenige Herrschaften in den Musiksaal zurückgekehrt. Die unerhörte Scene konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben. Mehrere jüngere Herren stürzten herzu, um Thätlichkeiten zu verhindern, und suchten den wild gewordenen Florian von seinem Opfer loszumachen. Auch zahlreiche Damen, unter ihnen Ilonka Badacs, strömten neugierig herzu, um den aufregenden Vorfall wenigstens von weitem zu beobachten.

Die Gräfin Tockenburg war empört. So etwas war in ihren Salons noch niemals vorgefallen. Sie wandte sich an einen jungen Offizier, der ihr just in den Wurf kam, und ersuchte ihn, dafür zu sorgen, „daß dieser Herr" sofort den Weg aus ihrem Hause fände.

Der junge Gardelieutenant faßte Florian unter dem Arm und flüsterte ihm zu: „Kommen Sie, mein Herr, wir können ja die Angelegenheit draußen erledigen."

„Ha, ja, versteh' schon — komm' schon," versetzte Florian, indem er mit einem letzten leichten Stoß den zitternden Antonin fahren ließ und willig dem jungen Offizier folgte. Nach ein paar Schritten aber wandte er sich nochmals um und rief ganz laut über alle Köpfe hinweg: „Ach, Fräulein Burmester, sein S' so freundlich und geben S' doch Ihrem Herrn Vater gleich das bewußte Papier. Der Herr Konsul ist vielleicht so freundlich und liest's den Herrschaften vor." Er hatte noch die Genugthuung, zu sehen, wie die gehorsame Thekla sich beeilte, seinem Wunsche nachzukommen. Dann folgte er dem energischen Drucke des Gardeoffiziers und bewegte sich der Ausgangsthür zu.

Dort holte ihn Fräulein Ilonka ein und begehrte aufgeregt zu wissen, was vorgefallen sei.



„Nix Besonderes," versetzte Florian ruhig, „ich hab' dem Lumpen, dem Prczewalsky, a bißl d' Wahrheit gesagt, weil er behauptet hat, ich wär' Ihr Schatz und Sie hätten die Frechheit gehabt mich hierher mitzubringen. Frau Gräfin laßt mich soeben hinauswerfen."

„Hej! Wos is dos, teremtete!" rief die Badacs mit zornfunkelnden Augen. „Warten Sie, liebär Fraind, geh' ich auch hinaus — das haißt, komm' ich gleich nach, wann ich werde vorgespielt hoben Rhapsodie. Erwarten Sie mich im Restaurant Krczywaneck!" Und fort war sie. —

Der Konsul Burmester nahm neugierig das Papier aus Theklas Hand entgegen, faltete es auseinander und las es mit erstauntem Kopfschütteln still für sich durch. Frau Olga war natürlich höchst begierig, den Inhalt kennen zu lernen, aber der Konsul war nicht dazu zu bewegen, ihr das Papier zu überlassen. Erst als sie wieder daheim und Thekla zu Bett geschickt worden war, eröffnete er der Gattin seinen festen Willen, den Herrn Antonin Prczewalsky nicht mehr in seinem Hause verkehren zu lassen. Herr Mayr sei nur ein Grobian und ein jugendlicher Brausekopf, den edlen Polen aber halte er für einen recht jämmerlichen Charakter und außerdem für einen gefährlichen Burschen.

Bis Mitternacht saß Florian Mayr bei Krczywaneck mit seinem gerechten Groll allein beim Pilsener Bier. Das Fräulein Ilonka kam nicht. Sie hatte allerdings, ihrem Versprechen gemäß, die Soiree der Gräfin Fifi verlassen, sobald sie ihre Rhapsodie gespielt — aber nicht allein, sondern in Gesellschaft der jugendlichen Durchlaucht, als welche die Lokalitäten des Herrn Dressel denen des Herrn Krczywaneck vorgezogen hatte.

---

## Achtes Kapitel.

### Die Prüfung.

Wie alljährlich zu Beginn des Wonnemonds, so traf auch heuer wieder der Altmeister Franz Liszt pünktlich in seiner Sommerresidenz Weimar ein, und das vielsprachige Gezwitscher der bunt zusammengewürfelten Schar von Zugvögeln, die mit ihm zwischen Rom und Weimar, mit

gelegentlichen Abstechern nach Budapest, hin- und herzufliegen pflegte, fiel auch diesmal wieder mit dem üblichen Lärm in die liebliche Musenstadt ein. Die berühmte Zeitung „Deutschland“, als welche den „fetten Salzknochen“-Annoncen der weimarischen Wirte ihr wohlgenährtes Dasein verdankt, hatte, wie üblich, am Vorabend der Ankunft Liszts einem schwungvollen Begrüßungsgedichte Raum gegeben, unterzeichnet mit den Buchstaben: A. W. G., welche der weimarische Volkswitz als „altes Weimersches Gärluder*) zu deuten pflegte, obwohl jedermann mußte, daß es die Initialen des trefflichen Herrn Stadtorganisten waren. Und schon am nächsten Morgen, an dem die Sonne programmmäßig lachte, zeigten die Straßen der Residenz die charakteristische Veränderung, welche die Lisztsaison hervorzubringen pflegte. Gruppenweise schlenderten Schüler und Schülerinnen, wohnungsuchend und den Neulingen die Sehenswürdigkeiten zeigend, umher. Schmachtäugige Mädchen, vom schwedischen Weißblond bis zum semitischen Beinschwarz abschattiert, trugen Riesenhüte und seltsame Gewänder zur Schau; bleiche Jünglinge mit unheimlich langen knochigen Fingern, fast alle bartlos und bemüht, dem Meister möglichst ähnlich zu sehen, hielten schlottrige Kameradschaft mit den Damen und forderten das Staunen der Philister durch allerlei kleine Seltsamkeiten der Kleidung, besonders aber durch auffallendes Benehmen heraus. Fast alle trugen sie goldene Schaumünzen mit dem Brustbilde Liszts als Busennadeln. Einer, der als Berliner Jude entlarvt war, sobald er nur den Mund aufthat, spielte sich vermittelst eines Fez mit abnorm tief herabbaumelnder Troddel als Türke auf; ein andrer schwitzte in einem ungeheuer langen und ganz schließenden Bratenrock einher, um womöglich für einen Abbé gehalten zu werden; ein dritter hatte sich aus Italien einen fürchterlich karrierten hellen Flanellanzug mitgebracht, zu dem er eine rotseidene Leibbinde trug, welche die kleinen Bürgermädchen Weimars in nicht geringe Aufregung versetzte. Je zwei von diesen Halbgöttern schleppten gewöhnlich eine Nymphe unter dem Arm mit sich — sie lockten durch Pfeifen meist Wagnerscher Motive ihre Kameraden

*) Gären = überflüssig viel schwatzen.

und Kameradinnen in den Häusern ans Fenster und führten laute Unterhaltungen mit ihnen, auch über die Gasse, wenn es so paßte. Und mittags wurde es erst gar lebendig in den pianistischen Gärten der Restaurants, in welchen die verschiedenen Tafelrunden sich aufthaten! Das lachte, schwatzte, sang und gröhlte durcheinander in einem tollen Sprachgewirr, in dem aber doch Deutsch, Französisch und Russisch die tonangebenden Zungen waren. Gerade, wie wenn die Schwalben heimgekehrt sind und mit ohrenbetäubendem Gezwitscher in die alten Nester einfallen oder neue zu bauen beginnen.

Im Garten des Hotels Chemnitius hatte ein besonders großer, lauter und bunter Haufe von Lisztianern beiderlei Geschlechts sich zum Mittagstisch eingefunden, um bei einer Maibowle die Eröffnung der Sommersaison zu feiern. Die Fröhlichkeit dieser Tafelrunde war schon fast bis zur Ausgelassenheit gediehen, als ein junger Mann, lang und hager von Gestalt, mit braunem, schmalem Antlitz und tiefliegenden runden Aeuglein darin, einen neuen, sehr hohen Cylinder auf dem langhaarigen Haupte, den Garten betrat und unbemerkt von jenen lustigen Gästen an einem entfernten Tischchen Platz nahm. Wenn irgend jemand, so sah dieser neue Ankömmling wie ein Lisztianer aus. Aber er war, einen absichtlich weiten Bogen schlagend, an der Tafel der Bowlentrinker vorbeigegangen, nur mit finsteren Blicken hinüberschielend wie ein ganz sauertöpfischer Tugendpfaff. Er konnte es aber doch nicht unterlassen, von seinem entfernten Platz aus die sündhaft lustige Gesellschaft zu beobachten und nach Kräften die Ohren zu spitzen, um von ihrem Scherzen und Schwatzen womöglich etwas zu erhaschen. Er hatte bereits begonnen, seine dünne Brühsuppe auszulöffeln, als er plötzlich auf seinem Stuhl zusammenfuhr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen. Er ließ den Löffel in die Suppe patschen, daß sie weit über das Tischtuch und hoch auf seine Hemdenbrust hinaufspritzte, ohne des zu achten. Er starrte hinüber nach dem andern Tisch und knirschte halblaut vor sich hin: „Himmelherrgottsakrament, führt dich der Deixl auch wieder daher!“

Es war eine Frauenstimme gewesen, die den langen Burschen so erschreckt hatte, und diese Stimme gehörte ganz zweifellos dem Fräulein Ilonka Badacs an. Richtig, da saß sie mitten drin unter dem tollen Pack! Sie drehte

ihm den Rücken, darum hatte er sie nicht früher erkannt. Neben ihr saß das Gigerl im italienischen Flanellanzug, hatte ihr seinen rechten Arm um die Schultern gelegt und flüsterte ihr offenbar recht starke Sachen ins Ohr; denn sie schrie von Zeit zu Zeit ganz laut auf, puffte den Flanellenen in die Rippen und rief der Gesellschaft in ihrem breiten Ungarisch-Deutsch irgend etwas zu, was jedesmal mit wieherndem Gelächter begrüßt wurde.

Der einsame Gast, der seinen Aerger über das Benehmen des Fräulein Badacs so deutlichen Ausdruck zu geben wußte, indem er, fortwährend kernbayrische Sprüche vor sich hinbrummend, die Fettflecken auf seinem Vorhemd wütend mit der Serviette bearbeitete, war natürlich kein andrer als Florian Mayr. Er war nach dem unangenehmen Erlebnis auf der Soiree der Gräfin Tockenburg nicht gerade friedlich mit der Ungarin auseinandergekommen, und daß sie ihm an jenem Abend ihr Wort nicht gehalten, sondern vorgezogen hatte, mit dem durchlauchtigen Husarenlieutenant zu soupieren — wie sie ganz ehrlich eingestand —, das hatte er ihr noch mehr übelgenommen als selbst die gesellschaftliche Blamage, die er ihrer dreisten Einführung zu verdanken hatte. Und da sie auch keinen großen Geschmack daran fand, sich von einem jungen Kollegen herunterputzen zu lassen wie ein unartiges Schulmädel, so waren die beiden in hellem Zorn voneinander geschieden. Aber vergessen hatte er sie darum nicht — o ganz im Gegenteil! Sobald er sich ein wenig beruhigt hatte, schalt er sich einen Erzflegel und jämmerlich unweltläufigen Büffel. Was wußte er als Bayreuther Kantorssohn, der sich zwanzig Jahre lang in dürftigen, engen Verhältnissen herumgedrückt und ums tägliche Brot gerungen hatte, was wußte er davon, was droben in der oberen Welt Gesetz und Sitte war? Das Fräulein Ilonka war doch heimisch in dieser Welt, und wie sie sich darin zu bewegen beliebte, so mußte es wohl recht und üblich sein. Er hielt nun einmal Ilonka Badacs für eine große Weltdame, und sie war die erste dieser Gattung, die auf ihn einen tieferen Eindruck gemacht hatte, weil sie mit der Gewandtheit und Grazie des Benehmens, der mehrsprachigen Vielwisserei und jener geschmackvollen Wohlgepflegtheit des Körpers und des Geistes, welche eben

die Dame ausmacht, dies echt künstlerische Temperament verband, diese naive Herzlichkeit des guten Kameraden. Schließlich verdankte er ihr auch den Mut, so ohne alle Empfehlung auf gut Glück nach Weimar zu fahren. Die Hoffnung, sie hier wiederzufinden, hatte auch nicht wenig dazu beigetragen, ihn zum Entschluß zu treiben. Er hatte sich's nie eingestehen mögen, daß er am Ende gar in sie verliebt sei, aber sie war thatsächlich das einzige Weib, an das er mit Sehnsucht dachte, um dessen Bild sich seine Gedanken in kindlich süßen Träumen rankten. Und nun mußte er sie so wiederfinden, in dieser reichlich beschwipsten Gesellschaft von Lotterbuben und Lottermädeln, wie er sie in seinem Grimme titulierte! Er würgte sein Mittagessen ohne Genuß hinunter und nahm sich vor, davonzugehen, ohne das Fräulein Badacs zu begrüßen.

Er zahlte, schlug sich seinen Cylinder auf den Schädel, daß es knallte, und ging abgewandten Hauptes an der Tafel der Kollegen vorbei. Da hörte er hinter sich tuscheln und kichern, und ehe er noch den halben Weg zum Garteneingang zurückgelegt hatte, rief Ilonkas Stimme laut hinter ihm her: „Strof mich Gott! Ise der Florian Mayr. Kinder, halt's ihn fest! Is sähr bärihmter Kollege, sähr liebär Freind von mir!“

Es half nichts, daß Florian seine Schritte beschleunigte und that, als ob er nicht hörte, Ilonka lief ihm einfach nach, packte ihn beim Rockschoß und hielt ihn fest: „Allj baratom!“ rief sie lachend, „das paßt sich nicht, liebär Junge. Man lauft nicht so fort, wo sitzen lauter sähr bärihmte Kollägen!“

Florian hatte sich umgewandt, zog seinen Hut und machte ihr eine rasche linkische Verbeugung, bei der ihm die Haarsträhne um die Nase schlugen, dann heftete er seine braunen Aeuglein fest auf ihr lachendes Gesicht und flüsterte sehr entschieden: „Dank' schön, zu der Bande setz' ich mich nit! Wenn's Ihnen Spaß macht, Fräulein — mein G'schmack ist des nit!“

Ilonka faßte ihn kräftig bei beiden Armen, schüttelte ihn und fuhr ihn, immer noch lachend, an: „Grober Kärl, scheißlicher! Wos is wieder für Dummhait!“ Damit zog sie ihn zum nächsten unbesetzten Tisch, drückte ihn auf einen Stuhl nieder und setzte sich ihm gegenüber. Sie

stützte ihre Ellenbogen auf den Tisch, daß die weiten Aermel ihres leichten Kleides die weißen vollen Unterarme bloß ließen, und dann drückte sie ihr gutmütiges, lustiges Gesicht, das wie immer viel zu stark gepudert war, in die hohlen Hände und schnitt ihm eine urkomische Fratze.

„Nu, is Herr Florian immer noch bese wegen die klainwinzige Prinz? Ich schwöre, doß ich ihm nicht lieb' so viel!" Und sie pustete über ihre ausgestreckte Handfläche hin.

Florian mußte wider Willen lächeln. Sie nahm sich zu drollig aus. Und dann versetzte er, bedeutend milder gestimmt: „Wissen S', der Prinz thät' mich weniger genieren, aber die G'sellschaft da — sind des wirklich lauter Lisztschüler? Gott soll mich bewahren!"

„Ah wos, Frainderl," sagte Ilonka begütigend, „wos mocht dos! Sind doch gonze liebä Menschen: bißl dumm, bißl verrickt, bißl verliebt — olle kein Geld und immär lustik! Verkehr' ich gäwehnlich nicht mit — wohn' ich im Hotel Erbprinz, ess' ich Table d'hote mit fainste Gesällschaft, crême de la crême! Obär is heit erstemol in Weimar, hoben sie mich aingeladen, die liebän Kollägen; will ich doch nicht haißen gemainer Kärl!"

„Ach so, ja," murmelte Florian verlegen und machte ein nicht besonders gescheites Gesicht dazu. „Ich habe Ihnen natürlich keine Vorschriften zu machen — und von Bössein kann schon gar keine Rede sein, natürlich; denn ich bin überhaupt's — natürlich . . ." Er wußte nicht weiter.

Sie lachte und streckte ihm ihre Rechte über den Tisch hin bis dicht unter die Nase, indem sie neckisch ausrief: „Olso obbitten, schenes Handerl küssen — gonze brov sein!"

Er beugte sich über die Hand und berührte sie flüchtig mit komisch gespitzten Lippen, ohne sie dabei anzufassen, und obendrein errötete er noch wie ein schüchterner Knabe. Die Versöhnung war also äußerlich besiegelt, aber dennoch weigerte er sich standhaft, sich zu der lustigen Gesellschaft zu setzen; denn ehe er nicht wisse, ob der Meister ihn als Schüler annehmen wolle, sei er nicht in der Stimmung, neue Bekanntschaften zu schließen. Er sei aufgeregt wie ein Schulbub' vor dem Examen bei dem Gedanken, daß er vielleicht heute noch dem verehrten Altmeister gegenübertreten und von ihm aufgefordert werden könnte, etwas vorzuspielen. Fräulein Ilonka schlug ihm vor, sich von

ihr Liszt vorstellen zu lassen, aber da wäre er beinahe wieder grob geworden, indem er sie daran erinnerte, wie übel ihm damals ihre Empfehlung bei der Gräfin Tockenburg bekommen war. Da ließ sie denn den Querkopf laufen.

Florian kehrte in sein Hotel zurück, hielt eine kurze Mittagsruh, und dann bürstete er aufs sorgfältigste seinen schwarzen Anzug ab, glättete seinen Cylinder und knüpfte einen frischen Hemdkragen um, um würdig vor das Angesicht des Vergötterten zu treten. Er fragte sich nach dem Hofgärtnereigebäude in der Marienstraße durch und ging, sehnsüchtig wie ein Liebhaber zu den Fenstern des ersten Stocks emporschauend, wohl ein Halbdutzendmal im langsamsten Schritt vor dem gelben, schmucklosen Gebäude auf und nieder. Aber zur Thüre hineinzugehen und einfach zu fragen, ob der Meister zu Hause sei, das wagte er nicht. So stand er denn verzagt und unschlüssig da und machte allemal, wenn Leute kamen, wieder einen kleinen Gang auf und ab, um nicht gar verdächtig zu erscheinen. Endlich trat ein Mädchen aus der Thür, anscheinend eine Dienerin, und die fragte er ganz schüchtern, ob der „Herr Abbé Doktor Franz von Liszt“ vielleicht daheim sei.

Das angenehme freundliche Mädchen lächelte ob der umständlichen Titulatur und gab ihm den Bescheid, daß der Meister zwar daheim, aber augenblicklich nicht zu sprechen sei, er werde aber wahrscheinlich sehr bald herunterkommen, um seine Rosenkultur im Hofgarten zu besichtigen.

„Ach, Fräulein, Sie gehören wohl zum Hause?“ fragte Florian Mayr, schon ein wenig mutiger.

„I nu, freilich!“ versetzte das Mädchen heiter, „ich bin ja doch die Bauline.“

Florian hatte keine Ahnung von der Bedeutung der „Bauline“, aber sein Gesicht erglänzte plötzlich, als ob ihm ein guter Genius erschienen wäre, bereit, den Felsblock vor dem Eingang zur Wunderhöhle für ihn wegzuwälzen, und er sagte mit hoffnungsfrohem Aufschwung der Stimme: „Also, Fräulein Pauline, des freut mich jetzt wirklich! Können Sie mir nit vielleicht sagen, wie ich des anfang', daß ich den Meister zu sehen krieg', und wenn's auch nur von weitem wär'?“

Seine bescheidene Verehrung rührte Paulinens Herz, und sie führte ihn durchs Haus hindurch in den Hof-

garten und empfahl ihm, dort auf und ab zu spazieren, bis der Herr Doktor herauskommen würde.

So sah er sich denn allein in dem nicht eben großen Grundstück der Hofgärtnerei. Die Sonne brannte für diese Jahreszeit schon recht heiß in dem schattenlosen Blumengarten. Florian schwitzte fürchterlich in seinem eng zugeknöpften Gehrock, aber mehr vor Aufregung und Schwäche, als vor Hitze. Er drückte sich in den engen Wegen zwischen den Beeten herum, wischte sich das Gesicht ab und schaute dabei in seinen Cylinder hinein wie ein frommer Protestant, der sein Gebetlein spricht beim Betreten der Kirche. Hunderte von Malen hatte er sich schon überlegt, was er etwa sagen sollte, wenn er wirklich den Mut fände, den Meister anzusprechen, aber jetzt, wo der große Augenblick gekommen war, erschien ihm der Gedanke allzu kühn. Schon daß er hier allein im Garten weilte und dem Verehrten auflauerte, wollte ihm als eine arge Dreistigkeit erscheinen, und er hatte nicht übel Lust, sich gleich bis an den entgegengesetzten Ausgang zurückzuziehen, um zur Thür hinausschlüpfen zu können, sobald Liszt ihm etwa näher kommen sollte.

Während er noch so feige sinnierte, that sich die Hinterthür der Hofgärtnerei auf, und heraus trat Franz Liszt in eigener Person, nur von einem Gartengehilfen begleitet. Er trug den breitkrempigen Hut und den langschößigen schwarzen Rock der Weltgeistlichen. Das schneeweiße Haar fiel tief über den ungestärkten Umlegekragen herab, und zwischen den etwas kurzen Hosen und den ausgeschnittenen Schuhen blieb gerade noch ein Streifen der schwarzseidenen Strümpfe zu sehen. Noch fast ungebeugt schritt die hohe Greisengestalt den von niedrig beschnittenen Fichten eingefaßten Mittelweg hinauf. Jetzt war der Meister kaum noch zehn Schritte von Florian entfernt, der ihm, überwältigt und erschrocken, wie einer schon längst erwarteten Geistererscheinung entgegenschaute. Er trat zur Seite, um dem Meister den Weg freizulassen, und zwängte sich in seiner Erregung gleich mit dem halben Leibe nach rückwärts in die Fichtenhecke hinein. Dann riß er seinen Hut vom Kopfe und verbeugte sich, als der Meister ihm noch näher kam, schier bis zur Erde.

Liszt hatte ihn scharf ins Auge gefaßt, sobald er seiner

ansichtig ward. Er zögerte einen Moment, um sich zu besinnen, wo er den Mann hinthun solle, der offenbar zu den Seinigen gehörte. Aber diese Verbeugung war so grotesk, daß er lachen mußte. Er blieb stehen, lüpfte den Hut, neigte freundlich das Haupt und sagte: „Pcha, Sie erweisen mir zu viel Ehre — pcha, zu viel Ehre! Hoho! Mit wem, bitte, habe ich . . .?"

„Mein Name ist Mayr," stieß Florian, all seinen Mut zusammennehmend, rasch hervor. Er hätte in diesem Augenblick freudig sein letztes Hemd dafür geopfert, wenn er anders als gerade Mayr hätte heißen können. Und um den schlechten Eindruck einigermaßen zu verwischen, fügte er rasch hinzu: „Florian Mayr, bitte — M—a—y—r — aus Bayreuth."

Das freundlich lächelnde Gesicht des alten Herrn wurde sofort ernst, als er den Namen „Bayreuth" hörte. Er hob die buschigen weißen Brauen ein paarmal rasch in die Höhe, schloß die beiden Lippen fest zusammen, nickte wie befriedigt und stieß dann wieder seinen ihm eigentümlichen Räusperlaut hervor, der andeutungsweise mit „pcha" wiedergegeben werden möchte. „Pcha — Bayreuth — bravo!" Dann faßte er Florian aufmerksamer ins Auge und fragte, mit einer bezeichnenden Geste auf sein langes Haar deutend: „Auch Künstler?"

Der freundliche Blick des gütigen Greisenauges flößte plötzlich dem ängstlichen Florian einen ungeheuren Mut ein, so daß er in warmem Tone zu antworten vermochte: „Jawohl, ich bin Pianist, aber ich möchte gerne ein rechter Künstler werden. Darum habe ich gewagt . . ." Mehr vermochte er nicht zu sagen; die Aufregung schnürte ihm plötzlich die Kehle zusammen.

„Oh, Sie wollen bei mir studieren? Eh bien — bravo! Wollen sehen, mein junger Freund! Kommen Sie morgen zu mir, spielen Sie mir etwas vor. Kommen Sie acht Uhr früh! Sie sind aus Bayreuth? — bravo! Haben Sie Empfehlung von Wahnfried?"

„Nein, ich bin, ich habe — ich bitte um Entschuldigung, ich habe gar keine Empfehlungen," stammelte Florian entsetzt.

Liszt zuckte die breiten Schultern und schüttelte nachdenklich den Kopf. Als aber sein Auge dem angstvollen Blicke des jungen Mannes begegnete, lächelte er ihm auf-

munternd zu und sagte: „Pcha, was thut's! Protektion ist für die Schwachen. Empfehlen Sie sich selbst, mein junger Freund! Also, morgen früh acht Uhr! A revoir!“ Er erhob artig seinen Hut und dann bog er mit dem Gartengehilfen in den nächsten Seitenpfad ein.

Florian trat aus seinem Fichtendickicht hervor und stürzte, vor Aufregung und Begeisterung halb närrisch, davon. Zwei Stunden lang rannte er fast im Laufschritt in dem prachtvollen Park umher, ohne doch für dessen landschaftliche Reize ein Auge zu haben. Ein Glückspilz sondergleichen, ein unverschämtes Sonntagskind dünkte er sich selbst, weil es ihm gleich so ohne alle Schwierigkeit geglückt war, die große Sehnsucht seines Lebens erfüllt zu sehen. Daß die Aufforderung, Liszt vorzuspielen, schließlich durchaus noch nicht seine Annahme als Schüler bedeutete, daran dachte Florian im ersten Freudenrausche nicht. Die Prüflingsangst kam erst über ihn, als er im Bette lag. Dann aber auch mit fürchterlicher Heftigkeit. Wie leicht konnte es ihm passieren, daß er vor Aufregung ganz erbärmlich spielte, und dann wär's doch wahrlich kein Wunder gewesen, wenn ihm der Meister in gerechtem Zorn über seine unwürdige Zudringlichkeit ein für allemal die Thür gewiesen hätte! Die Schande hätte er sein Lebtag nicht überwunden.

Es half nichts, daß Florian mit aller Gewalt seine Gedanken abzulenken suchte, daß er bis hundert zählte und sogar zwölf Vaterunser hintereinander betete — das Schreckgespenst war einmal da und ließ sich nicht verscheuchen. Er wollte keine gefährlichen Sachen versuchen, die „Appassionata“ wollte er spielen, mit der er schon als fünfzehnjähriger Knabe geglänzt hatte und die er, wie man zu sagen pflegt, im Schlafe konnte. Er ging die ganze Sonate in Gedanken durch und ließ die Finger dazu auf der Bettdecke spielen. Nein, es war ganz unmöglich, daß er mit der Appassionata Schiffbruch leiden konnte! Aber dennoch gelang es ihm nicht, sich zu beruhigen. In Schweiß gebadet, wälzte er sich im Bette herum und fand erst lange nach Mitternacht ein wenig Schlaf. Aber schon vor sechs Uhr in der Früh war er wieder wach — und da hob die rechte Höllenpein erst an. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Frühstück gab es

in dem Hotel so früh noch nicht. Er stand auf und ging eine Stunde spazieren, um nur noch elender, an allen Gliedern wie zerschlagen, und mit Anwandlung von Uebelkeiten heimzukehren. Er trank einen Schnaps zum Kaffee, aber das half auch nichts. Sein Magen war ganz in Unordnung, und es erging ihm wie der Witwe Stoltenhagen, als sie von seinem „Gesundheits-Kaffee“ genascht hatte.

Unter so traurigen Begleitumständen vollendete sich die achte Stunde des bedeutungsvollen Tages. Florian stand trotz alledem pünktlich mit dem Schlage Acht vor der Hofgärtnerei. Aber er traute sich nicht hinein ins Haus. Er war überzeugt, daß er in seinem jammervollen Zustande erbärmlich spielen würde, und überlegte, ob er nicht lieber die Flucht ergreifen solle, um sich nie wieder in Weimar sehen zu lassen und sich mit dem bescheidenen Dasein eines besseren Klavierlehrers für die höheren Stufen zu begnügen. Da klingelte der Postbote am Hause an, und alsbald öffnete die freundliche „Pauline“ und nahm ihm die Briefe ab. Dabei gewahrte sie auch den schlotternden Florian, winkte ihm eifrig zu und rief ihn an: „Sie sind doch der Herr Mayr mit a y r, nich' wahr? Gomm'n Se, machen Se zu! Der Herr Doktor wart' schon auf Sie.“

Wie ein ertappter Sünder schlich Florian ins Haus, und er hätte sich gar nicht gewundert, wenn die gute Pauline ihm im Vorbeigehen hinterrücks eins ausgewischt hätte. Mit zitternden Knieen klomm er mühsam die Treppe empor. Elend und mit bösem Gewissen zugleich, wie ein Dieb, der zum erstenmal stehlen will und noch dazu ohne Talent. Wäre ihm Pauline nicht so dicht auf den Fersen gefolgt, so hätte er vielleicht gar jetzt noch kehrt gemacht und das Hasenpanier ergriffen. Eine Ewigkeit deuchte es ihm, bis er die Treppe hinauf kam, und doch befand er sich, ehe er sich dessen recht versah, in dem geräumigen Vorzimmer, in welchem Spiridion, der griechische Sekretär des Meisters, eine französische Zeitung lesend, am Fenster saß. In seiner Angst machte Florian diesem schwarzen Herrn eine tiefe Verbeugung, die jener jedoch kaum beachtete. Er richtete einen fragenden Blick auf Pauline und vertiefte sich sogleich wieder in seine Zeitung, als sie ihm sagte, daß „es schon recht sei“. Dann betrat Pauline das Arbeitszimmer des Meisters, der an seinem Schreib-

tische saß, überreichte ihm die Briefe und meldete Herrn Mayr an.

„Ah, bravo! Pauline, ich will nicht gestört sein — mein junger Freund will mir einen Kunstgenuß bereiten!" Und mit einer einladenden Handbewegung hieß er Florian nähertreten.

Florian war nicht einmal im stande, „guten Morgen" zu sagen. Er machte eine von seinen kurzen, tiefen Verbeugungen und dann stand er blaß und zitternd mit feuchtkalten Händen neben der Thür, die Pauline leise hinter sich ins Schloß gedrückt hatte.

„Nun, was wollen wir spielen?" fragte Liszt, ohne ihn anzuschauen, während er die eingelaufenen Briefe prüfend von außen beschaute und dann einen davon öffnete und mit sichtlicher Teilnahme zu lesen begann.

„Ich dachte vielleicht: Beethoven!" stotterte Florian kaum hörbar hervor. Der Meister hatte ihn wohl gar nicht gehört. Er las ruhig den Brief zu Ende, der ihn sehr zu amüsieren schien, denn er lächelte sehr vergnügt dabei. Dann ließ er das Schreiben achtlos auf die Tischplatte fallen und sagte leichthin: „Ah, Beethoven! Bravo!" Er hatte also doch gehört. Ein ermutigender Strahl aus seinen wunderbaren Augen, ein freundliches Lächeln um den geschlossenen Mund, verbunden mit einer gebietenden Handbewegung nach dem Flügel hin — und Florian Mayr saß davor mit gelähmten Händen und zitternden Knieen.

Er berührte die Tasten und spielte die Einleitungstakte der Appassionata — pianissimo nach Vorschrift. Er spielte in der That so leise, daß er meinte, es könne überhaupt kein Ton zu hören gewesen sein. Er selbst hörte wenigstens nichts, so sauste es ihm in die Ohren. Er sah nur seine Finger sich bewegen, krabbelnd wie lange dürre Käferbeine unter dem Thorax der mächtigen Tatzen; aber diese Käferbeine krabbelten da herum wie etwas ganz Selbständiges. Er empfand gar nicht mehr den Zusammenhang zwischen sich und diesen Händen. Da vernahm er plötzlich von der Stelle her, wo Liszt saß, ein leises „Bravo!" und plötzlich spürte er einen Ruck in seinen Händen, als ob alle zehn Finger auf einmal sich daran festsaugten, und nun fühlte er sich auch Herr dieser Hände und spielte mit Todesverachtung darauf los.

Als er geendigt hatte, trat der Meister lebhaft auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte liebenswürdig schmunzelnd: „Sehr brav, sehr brav! Man kann das Stück zwar noch anders spielen, aber so wie Sie es gespielt haben, hat es auch seine Berechtigung.“

Florian erhob sich vom Klaviersessel und fragte zaghaft, ob der Meister ihm wohl erlauben würde, sich seinen Schülern beizuzählen und ob er glaube, daß er das Zeug zu einem hervorragenden Künstler habe.

Da griff Liszt nach Florians herabhangender linker Hand, hob dies gewaltige Tastwerkzeug an zwei Fingern empor, betrachtete es aufmerksam und sagte dann zufrieden nickend: „Sie haben eine gute Hand, pcha — und besonders einen guten Kopf.“ Damit ließ er die Hand fallen und strich ihm, überaus gütig lächelnd, über die hohe runde Stirn, wie ein Großpapa einem artigen Kinde. „Ihr Kopf hat mir gleich gefallen!“ fügte er noch hinzu, „bleiben Sie nur bei mir, junger Freund, und kommen Sie mit den andern, wann Sie wollen!“

Florian hätte laut hinausjauchzen mögen vor Freude. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, aber er erhaschte des Meisters Hand und drückte einen Kuß darauf. Dann beantwortete er ihm noch einige Fragen über seinen Bildungsgang, seine bisherigen Studien und seine persönlichen Verhältnisse und war dann für dies erste Mal entlassen.

Wie gestern, so rannte Florian auch heute wieder zunächst in den Park hinaus, und das Erste, was er that, sobald er sich allein sah, war, daß er in Thränen ausbrach, in helle Freudenthränen. Er war ein hartgewöhnter Bursch, Sentimentalität war gewiß nicht seine Sache, und richtig geweint hatte er zum letztenmal beim Tode seiner Mutter. Er ließ die warmen Tropfen laufen, er schämte sich ihrer gar nicht — aber den Menschen ging er doch aus dem Wege. Droben bei der künstlichen Ruine fand er ein einsames Plätzchen, da trocknete er sich das Gesicht und dann schneuzte er sich ausgiebig und lachte laut hinaus. Er stellte seinen schönen neuen Cylinderhut auf die Erde, sprang fünfundzwanzigmal hin und zurück mit Schlußsprung darüber, führte sodann noch eine Reihe kräftiger Freiübungen aus — und befand sich wieder urwohl. Nunmehr sehnte er sich aber gar lebhaft nach einer verständ-

nisvollen Menschenseele, die geneigt wäre, an seinem Jubel teilzunehmen, und er eilte mit Riesenschritten durch den unteren Park nach der Stadt zurück und suchte das Hotel „zum Erbprinzen" auf, das ihm Fräulein Badacs als ihre Wohnung angegeben hatte.

Das Fräulein Badacs werde schwerlich schon zu sprechen sein — wurde ihm auf seine Erkundigung Bescheid gegeben; aber Florian konnte sich nicht vorstellen, daß jemand an einem so schönen Frühlingsmorgen bis um neun Uhr zu schlafen im stande sei. Er ließ sich ungeduldig die Zimmernummer nennen und stürmte die Treppen hinauf. Da war die angegebene Nummer, und er hatte schon den Fingerknöchel gezückt, um kräftig anzuklopfen, als die Thür sich aufthat und ein sehr vornehm aussehender Herr heraustrat und, auf der Schwelle sich noch einmal ins Zimmer hineinwendend, zurückflüsterte: „Adieu, mon chat!" Indem er die Thür zudrückte, erblickte der Herr den langen schwarzgekleideten Jüngling im Cylinder, wandte seinen Kopf rasch zur Seite, wie wenn er nicht erkannt sein wollte, und huschte äußerst geschwind, fast geräuschlos die Treppe hinunter. Florian hatte sich wirklich in der Geschwindigkeit das Gesicht nicht merken können; er wußte nur, daß der Herr schlank, blond und sehr fein gekleidet gewesen war. Mit offenem Munde starrte er ihm nach: er glaubte nicht recht gesehen zu haben — oder nein, Unsinn! er hatte wohl falsch gehört — die Zimmernummer mußte eine andre sein. Er stieg geschwind die Treppe wieder hinunter und sagte zu dem Kellner, der ihm eben Bescheid gegeben hatte: „Ach, entschuldigen Sie! Welche Nummer hat doch das Fräulein Badacs?"

„Zweiundzwanzig!" erwiderte der Kellner, fein lächelnd.

Florian schüttelte den Kopf und sagte unsicher: „Dreiundzwanzig, nicht wahr?"

„Nein, zweiundzwanzig, bitte!" betonte der Kellner mit vollkommenster Deutlichkeit.

„Ja, aber," stammelte Florian ratlos, „da ist doch eben ein Herr ..."

„Ah so!" fiel der Kellner ein und lächelte noch viel feiner. „Das war der Herr Doktor — das heißt: der Herr Masseur."

„So, so! Das Fräulein laßt sich massieren?" fragte Florian und schaute dabei nachdenklich zu Boden, ein

bißchen verwirrt zugleich, denn dieser Schlingel von Kellner lächelte so unerhört fein! „Spricht der Herr Doktor auch französisch?“

„O, ich glaube, der spricht sieben Sprachen.“

„So? Also, dann werde ich meine Karte dalassen, und sagen Sie dem Fräulein, daß ich später wiederkommen würde!“

„Sehr wohl, mein Herr!“ Der Kellner biß sich auf die Lippen und zog sich eiligst zurück. —

Florian begab sich nun zunächst nach seinem bescheidenen Gasthaus, um sich bequemer anzuziehen. Unterdessen sann er über das merkwürdige Erlebnis nach. Er besaß allerdings in gewissen Dingen ein sehr harmloses Gemüt, aber in diesem Falle konnte er doch einen kränkenden Verdacht gegen Fräulein Ilonka nicht ganz zurückweisen. Du lieber Gott, ja: es gab ja Masseure! Er hatte auch gehört, daß sehr vornehme Damen sich sogar auf Reisen solche Knetkünstler in ihrem Gefolge zu halten pflegten; aber für so vornehm vermochte er denn doch seine schöne Ungarin nicht zu halten. Er zerkratzte sich den Schädel, schnitt peinvolle Fratzen und knurrte eine feine Auswahl bajuvarischer Kraftworte vor sich hin, und so gelang es ihm allmählich, das Gleichgewicht seiner Seele wieder zu finden. Was sollte er sich auch heute an einem solchen Erzfreuden- und Jubeltage mit solchen vertrackten Weibergeschichten herumplagen! Sobald er sich umgezogen hatte, machte er sich auf den Weg, um sich eine Wohnung zu suchen.

Da er womöglich in nächster Nähe des Meisters bleiben wollte, so suchte er zunächst die Gegend um die Kunstschule ab. In der Amalienstraße, gegenüber dem Friedhof, fand er bald, was er suchte: ein Zimmer zu ebener Erde, mit dessen Möbeln der Wirt, ein Schreinermeister, eine Probe seines Könnens abgelegt hatte; sämtliche Möbel waren nämlich von Eichenholz und schön geschnitzt, die Polster ganz neu, das Bett gar mit einem Himmel versehen, und der Plafond mit buntbemaltem Balkenwerk. Florian getraute sich kaum zu fragen, was diese Herrlichkeit koste; aber das Zimmer war bedeutend billiger als seine öde, wenn auch freilich weit größere Berliner „Bude“. So mietete er denn, nachdem er sich noch vergewissert hatte, daß man hier im Hause Klavier

spielen durfte, so viel es einem beliebte; allerdings bei geschlossenen Fenstern — das verlangte die Polizei. Ein Flügel war freilich in dem engen Raum nicht unterzubringen, und Florian seufzte bei dem Gedanken, sich wieder an so ein abscheuliches Pianino gewöhnen zu müssen. Er war übrigens nicht der einzige seines Zeichens im Hause des Schreinermeisters, denn ihm gegenüber auf der andern Seite der Durchfahrt hauste, wie die gesprächige Meisterin ihm berichtete, eine polnische Familie, aus Mutter und zwei Töchtern bestehend, von denen die älteste ebenfalls „bei Liszten ging“, und über ihm ein Engländer mit seinen beiden großen Söhnen, von denen der eine geigte und der andre — wie die Wirtin sich ausdrückte — „so e kleenen Baß“ spielte.

Florian kehrte nun in seinen Gasthof zurück, packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und ließ sie nach der Amalienstraße bringen. Dann gedachte er, sein Heil nochmals bei der schönen Ilonka zu versuchen. Jedoch vor der Thür des „Erbprinzen“ zögerte er und schritt dann rasch vorbei. Es wäre ihm doch peinlich gewesen, diesmal vielleicht — dem Hühneraugenoperateur auf ihrer Schwelle zu begegnen oder ... kurz und gut, er mochte sie jetzt doch lieber nicht sehen, es hätte ihm am Ende doch nur die schöne Feststimmung verdorben. So zog er denn einen Spaziergang nach Belevedere vor, frühstückte dort oben und kehrte in außerordentlich frischer Verfassung des Leibes und der Seele erst nach ein Uhr durch den Park zur Stadt zurück.

Beim Theehaus stieß er auf eine kleine Gesellschaft junger Herren und Damen, unter denen er beim Vorüberschreiten seine Ilonka erkannte. Sie trug eine sehr schöne und anscheinend kostbare Frühjahrstoilette und sah so duftig und rosig aus wie ein frischgebadetes Engerl. Sie hatte nicht so bald ihren groben Freund erkannt, als sie, ihre Gesellschaft im Stiche lassend, ihm nachlief, den Arm unter den seinen schob und seine Rechte kräftig mit ihren beiden Händen drückte. „Gratuliere, liebär Freind!“ rief sie laut, „hob' schon olles gähert. Hob' ich Maister erzählt, daß ich Ihnen kenn' und daß Sie ein sähr bädeitender grober Mensch sind. Hot er gesagt: Sie hoben ein tête de bronze, gefollt ihn sähr gut; Sie spielen ein bißl wie Schulmaister, ober sähr deitsch und solid. Und wissen,

Herr Mayr, wos er hot noch gesagt, der Maister? Sie sollen mir Unterricht geben, denken Sie, mir! C'est charmant! Ahaha, hob' ich so gelocht, ober hot mich der liebe Maister geschimpft; hot er gesogt, ich spiel' gemain, comme un diable boiteux. Ober wie ich hob' sähr gewaint, hot mir liebär Meister doch Bussel gägeben. Der Maister kann nicht sehn, wenn ich wain, muß er mir immer Bussel geben."

„Ist's wirklich wahr, ich soll Ihnen Unterricht geben?" unterbrach Florian ihr anmutiges Geschwätz, und drückte dabei unwillkürlich ihren Arm fester gegen den seinen.

„Frait Ihnen das?"

„Ja, freilich — das heißt . . ."

„Ach, wos haißt?! Dummer Kärl, sog doch einmal wos Liebäs!" schalt das Fräulein lachend auf ihn ein, indem sie sich an ihn schmiegte.

Florian wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, und darum begann er ganz ungeschickt: „Uebrigens, ich war heute schon einmal bei Ihnen!"

„Ja, hob' ich gähert," versetzte Ilonka gleichgültig.

„Waren Sie denn krank?"

„Worum krank?!"

„Nu, weil ich dem Doktor vor Ihrer Thür begegnete."

Ilonka zuckte zusammen und rief leise: „Szentséges isten!" (Heiliger Gott!)

„Wie meinen Sie? — Lassen Sie sich regelmäßig massieren? Der Kellner hat mir gesagt, der Herr wäre der Masseur gewesen."

Da blickte sie dankbar zu ihm auf, lächelte harmlos und sagte: „Jo gewiß, war der Masseur, hob' ich bißl steifen Arm, hob' ich gäfirchtet, ich konnt' nicht spielen!"

„Ach, wissen S'," versetzte Florian mit ernsthaftem Eifer, „wenn S' bei mir Unterricht haben, brauchen Sie sich nicht mehr von einem Doktor massieren zu lassen. Ich hab' auf Medizin studiert — des könne mir a!"

„A geh!" lachte Ilonka verschmitzt und stieß ihn dabei derb in die Seite.

Ein Weilchen schwieg Florian. Dann hob er nachdenklich wieder an: „Viel Französisch kann ich grad nit, aber ‚Adieu, mon chat' heißt doch: ‚Adieu, meine Katz'!' Das finde ich für einen Masseur doch ein bissel, na . . ."

„Nicht wohr, hob' ich auch gedocht!" rief das Fräu-

lein lebhaft mit einem drolligen Stirnrunzeln. „Gonser unverschämter Mänsch, dieser Masseur! Ich bin nicht sein Katz'! Teremtete! werd' ich mir verbitten nächstesmol."

„Wahrhaftig?" rief Florian mit hoffnungsfreudiger Frage.

Sie drückte seinen Arm fest zur Bekräftigung. Und stolz zog er mit seiner Ilonka in Weimar ein.

---

## Neuntes Kapitel.

### Der reine Thor.

Florian Mayr war mit der Einrichtung dieser Welt und der gesamten Menschheit, die sie bevölkerte — sich selber eingeschlossen — an diesem schönen Maientage außerordentlich zufrieden. Er hatte sich der Stiefel und des Rockes entledigt und lag, wohlig hingestreckt, zum erstenmal auf seinem Himmelbett, um in aller Ruhe sein gutes Diner zu verdauen, das er in Gesellschaft der schönen Ilonka und noch mehrerer liebenswürdiger Kollegen und Kolleginnen im Hotel „zum Erbprinzen" genossen hatte. Es war seiner ungarischen Freundin nicht leicht geworden, ihn zu einer solchen Ausschweifung zu verführen, denn er war ein äußerst genauer Haushalter und sich stets bewußt, was seine Mittel ihm erlaubten und was nicht; aber in seiner heutigen frohen Stimmung wollte er kein Spielverderber sein. Er war nicht ganz sicher, ob nicht einige von den Anwesenden auch gestern bei der Gesellschaft im Garten des Hotels Chemmitius gewesen wären, die durch ihr Benehmen sein Mißfallen erregt hatte. Jedenfalls benahmen sich die heute anwesenden Herrschaften durchaus korrekt, ja sogar zurückhaltender, als man es unter Künstlern gewohnt ist. Florian hatte das Bewußtsein, sich in einem sehr feinen Kreise zu befinden, und Fräulein Badacs, die neben ihm saß, bestärkte ihn darin, indem sie ihm der Reihe nach von allen Anwesenden eitel rühmliche Dinge zuflüsterte. Alle diese jungen Damen waren von außerordentlich guter Familie — Excellenztochter war schon ziemlich das Geringste — hatten die vortrefflichste Erziehung genossen und mußten mit großer Vorsicht behandelt werden.

Die Herren der Gesellschaft waren ihrer Meinung nach alle „sähr bädeitend“, einige sogar schlankweg genial, alle „serieuse Menschen und perfekte Kavaliere“. In einer Gesellschaft, deren Mitglieder so viele äußere und innere Vorzüge vereinigten, fühlte sich der gute Florian zunächst sogar ein wenig bedrückt. Aber er war um Ilonkas willen herzlich froh, daß sie für gewöhnlich mit so auserwählten Leuten verkehrte. Gleich zu Anfang des Diners hatte er sich nämlich auf die Frage, welchen Eindruck das Treiben in Weimar auf ihn gemacht habe, ziemlich kräftig über die Hanswursten, Trottel und närrischen Fexen, die ihm auf der Straße aufgestoßen, sowie besonders über die Schwefelbande, die gestern bei der Bowle gesessen, ausgelassen, und alle diese ehrenrührigen Beiwörter waren von der Tischgesellschaft mit verständnisvollem Blickwechsel und zustimmendem Kopfnicken aufgenommen worden. Florian war sehr froh darüber, solche edlen Gesinnungsgenossen unter seinen Kollegen zu finden, und um zu zeigen, daß er zu leben verstehe und eine frohe Geselligkeit zu schätzen wisse, traktierte er zum Schluß die ganze Tafelrunde mit zwei Flaschen Sekt — allerdings nicht von der teuersten Sorte. Als es ans Zahlen ging, wurde er plötzlich ganz nüchtern und war nicht zu bewegen, mit diesen charmanten Damen und Herren weiter zu ziehen. Das Opfer von dreiundzwanzig Mark dünkte ihm für heute völlig genügend.

Während er so friedlich und mit sich selbst zufrieden seine Mittagsruhe hielt, beruhigt in der Ueberzeugung, für sein vieles Geld doch zum mindesten einige ehrenvolle Bekanntschaften und vermutlich auch deren gute Meinung über sich selbst erkauft zu haben — währenddessen amüsierte sich die zurückgebliebene Gesellschaft weiter, und zwar immer noch auf Florian Mayrs Kosten. Er hatte nämlich nicht sobald das Lokal verlassen, als die sämtlichen anwesenden Damen zu kichern anhoben und die Herren laut herauslachten.

Gleichfalls lächelnd, aber doch ein bißchen verlegen, blickte Ilonka im Kreise ihrer Freunde umher und schmollte: „Ober nein, geht's! Ihr said unartig! Wos gibt zu lochen?!“

Da brach ein wahrer Sturm der Heiterkeit los. Man puffte sich gegenseitig; die Herren schlugen sich auf die Schenkel und bogen sich vor Lachen, die Damen schüttelten sich, eine verschluckte sich am Kaffee und mußte

auf den Rücken geklopft werden, um wieder zu sich zu kommen. Ein blutjunger Rumäne, ein bildhübscher Bursch, höchst elegant in Kleidung und Manieren, warf der Badacs über den Tisch hinüber Kußfinger zu und rief begeistert: „Mein Kompliment, Gnädigste, aber glänzend — glänzend! Wie Sie diesen Biedermann an der Nase herumgeführt haben! In welchem Kuriositätenladen haben Sie dies Exemplar aufgetrieben? Heiliger Nepomuk, was muß der Mensch für einen Respekt bekommen haben vor uns! Wozu haben Sie mich gemacht, bitte?"

„Je vous ai fait prince, mon charmant bébé! Ich hob' gesagt, daß die Ispirescu ein uraltes Fürstenhaus sind, die eigentlich berächtigt wären, den rumänischen Thron zu bestaigen. Und dann hob' ich gesogt, daß die nationale Opposition hot värschiedene Augen auf Sie geworfen als zukünftiger Prätendent für Nationaldynastie, weil Sie hoben schon in friheſter Jugend bedaitendste Anlagen gezeigt; ober Sie, mon bébé, hätten vorleifig auf dem Thron verzichtet, weil Sie vorziegen, Kenig auf dem Klavier zu werden."

„Bravo, bravo, eljen!" rief man lachend durcheinander. Und nun mußte Ilonka zum besten geben, was sie über jeden einzelnen der Anwesenden dem neuen Kollegen für artige Bären aufgebunden hatte. Sie war eine solche Virtuosin im Lügen und besaß eine solch blühende Einbildungskraft, daß sie bei dieser Gelegenheit die Märlein, die sie Florian aufgetischt hatte, noch bedeutend erweiterte und ausschmückte und allerlei scharfe Spitzen darin verbarg, die von allen außer den Betroffenen mit Jubel aufgenommen wurden.

Und währenddessen ging der Oberkellner mit dem ungemein feinen Lächeln ab und zu, spitzte die Ohren und dachte sich seinen Teil; hatte er doch mit kaum minderem Talent als die ungarische Künstlerin dem guten Florian einen ungeheuren Bären aufgebunden — und darum fühlte er sich gewissermaßen solidarisch mit dieser ausgelassenen Gesellschaft und ließ jedem der Gäste von seinem unvergleichlich feinen und liebenswürdigen Lächeln einen Strahl zukommen. Und als die Herrschaften gingen, konnte er sich's nicht versagen, dem letzten Herrn, dem er in den Paletot half, die Geschichte von der Begegnung des Herrn Mayr mit dem Masseur ins Ohr zu raunen.

Am selbigen Abend kannte sie natürlich ganz Weimar, und nach der Personalbeschreibung erkannte auch jedermann den Masseur, einen höchst eleganten Kavalier und vornehmen Künstler dabei, der mit Recht den Ruf eines verführerischen Don Juan genoß. Auch der betreffende Herr selbst erfuhr noch am selben Abend an seinem Stammtisch im „Russischen Hof“, daß ihn der Oberkellner des „Erbprinzen“ zum Leibarzt und Masseur der ungarischen Pianistin ernannt habe. Er wurde mit gutmütigen Bosheiten überschüttet und hatte den guten Humor, selbst mitzulachen, obwohl es ihm durchaus nicht angenehm war, sich gleich bei seinem ersten Besuch bei seiner alten Freundin so schnöde ertappt zu sehen. Ilonka selbst war gewohnt, dergleichen Unannehmlichkeiten abzuschütteln wie ein Wasservogel den Regen. Sie war recht böse auf den Herrn Hans von Oettern, oder vielmehr Jean d'Oettern, wie er sich als Halbpariser lieber nennen hörte, und schwur, sich niemals wieder mit ihm sehen zu lassen. Aber damit war's auch genug, und sie nahm es nicht sonderlich übel, wenn man sie unter ihren Kollegen mit ihrem Masseur aufzog.

Florian Mayr war noch an diesem selben Abend ein berühmter Mann geworden. Der ganze Lisztsche Kreis lachte über ihn, und er hatte auch bereits einen Spitznamen angehängt bekommen. Wagners Parsifaldichtung war eben erst erschienen und das litterarische Ereignis der Saison: da lag es denn freilich nahe genug, den trefflichen Florian den „reinen Thoren“ zu nennen. Ein Sittenstrenger, das war einmal ganz etwas Neues in diesem Kreise teils harmlos leichtsinniger, mehr aber noch krankhaft nervöser, hysterischer, blasierter und verlebter Menschen. Alle waren sie höchst begierig, den „reinen Thoren“ kennen zu lernen, und auch ohne daß man sich feierlich verabredet hätte, bestand alsbald eine geheime Verschwörung aller gegen den einen. Sie wollten ihren Spaß haben an seiner Gutgläubigkeit, und darum wollten sie alle dazu beitragen, ihm möglichst lange seine Illusionen zu erhalten. Wenn sie dann plötzlich zusammenpurzelten, so gab das ja wieder einen neuen Spaß. Ilonka Badacs widersetzte sich heftig den finsteren Plänen ihrer näheren Freunde, welche all ihren Witz aufboten, um die tollen Schwindeleien ihrer Freundin, und besonders die Geschichte mit dem Masseur

zu neuen Foppereien auszunutzen. Sie erklärte, sie werde nie zugeben, daß ihr guter, ehrlicher Junge zur Zielscheibe schnöden Spottes gemacht werde. Sie werde ihm selber all ihre Lügen eingestehen und ihm über die lieben Kollegen reinen Wein einschenken. Aber man ließ sich dadurch nicht abschrecken; niemand glaubte, daß es mit ihrer Drohung ernst sei. — —

Florian wachte erst gegen Abend aus seinem angenehmen Mittagsschläfchen wieder auf. Die Engländer zu seinen Häupten hatten ihn geweckt. Die Violinübungen des einen Jünglings hatte er zum größten Teil verschlafen, aber nun begann der andre Jüngling auf seinem Cello ein bösartiges Geheul und Gebrumm zu vollführen, und da war an Ruhe nicht mehr zu denken. Florian sprang vom Bette und begab sich in das dunkle Kämmerchen neben seinem Zimmer, das als Waschraum und Garderobe diente und ein kleines Fensterchen nach der Durchfahrt hinaus hatte. Dies Fensterchen stand offen, und so vernahm er aus dem Parterrezimmer auf der andern Seite der Durchfahrt mit erschreckender Deutlichkeit den Höllenspektakel, den das polnische Mädchen da drüben auf ihrem Klavier vollführte.

„Mein' Seel', des kann hübsch werden!" brummte Florian, während er sich die Hände wusch, und er überlegte, ob er nicht mit den Neben- und Ueberwohnern eine bestimmte Tageseinteilung verabreden sollte, so daß man sich gegenseitig nicht allzusehr störte. Er wollte versuchen, einen Brief an seinen Vater zu schreiben, aber das war unmöglich bei dem Konzert von oben und unten. So gab er es denn auf, zumal da es zum Schreiben doch schon zu dunkel war, und machte sich auf, um sich irgendwo in der Stadt ein Abendbrot zu suchen.

Er konnte sich nicht enthalten, im Vorbeigehen einen Blick in das Zimmer der Polin zu werfen, wo man vergessen hatte, die Vorhänge herunterzulassen. Vor dem Pianino saß ein junges Mädchen, welches nicht älter als höchstens sechzehn Jahre zu sein schien, ein blasses, kümmerlich aussehendes Geschöpf, weder hübsch noch garstig, nur mit einem dunklen Unterrock und einer alten Jacke mit ausgewachsenen Aermeln bekleidet. Um Licht zu sparen, war ein kleiner Tisch dicht an das Klavier gerückt, und auf dessen Ecke stand die Petroleumlampe, welche die Noten

schlecht genug beleuchtete und gleichzeitig einer noch jungen, verhärmt und verhungert aussehenden Frau und einem kleinen Mädchen von etwa zehn Jahren zu ihrer Arbeit das nötige Licht spenden mußte. Die Frau schälte Kartoffeln und das Kind hielt die Zeigefinger in die Ohren gestopft, das spitze Gesichtchen dicht über ein Buch gebeugt, aus welchem es augenscheinlich seine Lektion lernte.

Jetzt war die Etüde beendet und das große Mädchen lehnte sich erschöpft in seinen Stuhl zurück, strich sich über die Stirn und preßte seine Schläfen mit beiden Händen zusammen. Dann reichte ihm die kleine Schwester ihr Buch über den Tisch hinüber und ließ sich ihre Aufgabe überhören. Es schien nicht recht zu gehen, denn die Große warf bald ungeduldig das Buch auf den Tisch und schalt die Kleine. Gleich darauf begann sie ihre Etüde von vorn. Die schwarzen Augenbrauen mit schmerzhaftem Ausdruck zusammengezogen, den dünnen Hals weit vorgestreckt, saß sie da, und ihre großen Augen flogen zwischen Notenblatt und Klaviatur hin und her. Das kleine Mädchen weinte, und die Mutter setzte die Schüssel mit den Kartoffeln weg, wischte die Hände an der Schürze ab und nahm das Kind auf den Schoß, um ihm tröstend über den glatten Scheitel zu streichen. Dabei donnerten die Oktavengänge, perlten die Triolenläufe immer weiter unter den Fingern der Aelteren hervor. Plötzlich unterbrach sie ihr Spiel, taumelte vom Stuhl empor, und ihre Hände griffen, eine Stütze suchend, nach dem oberen Rande des Pianinos. Ein hart und hohl klingender Husten durchschütterte ihren schmächtigen Körper. Die Mutter eilte ihr zu Hilfe, und die Kleine bemerkte in diesem Augenblicke den Späher am Fenster und beeilte sich, das Rouleau herabzulassen.

Mit einem tiefen Seufzer trollte sich Florian davon. Sein gutes Herz stand allezeit dem Mitleid offen, und er hatte so viel Gelegenheit gehabt in seinem jungen Leben, das Elend der kleinen Leute kennen zu lernen, deren kümmerliche Existenz in grausamem Widerspruche steht mit ihrem idealen Streben. Niemals war er mit einem bedauernden Achselzucken oder ein paar billigen Redensarten an solchem Leid vorbeigegangen, sondern er hatte es immer gleichsam persönlich genommen und zunächst sich selber als den zum Helfen verpflichteten Nächsten im christlichen Sinne

betrachtet. Auf der Lateinschule und dann später auf der Universität, wo er unter großen Entbehrungen Medizin studierte, noch mehr aber seit Beginn seiner Künstlerlaufbahn hatte er immer wieder und wieder, wie oft er auch Undank erntete und sein Mitleid an Unwürdige verschwendet sehen mußte, mit noch Aermeren geteilt, was er mühsam genug erworben. Er hatte eine wahre Leidenschaft, Not und Elend aller Art aufzuspüren bei Leuten, die ihm irgendwie innerlich näher kamen, und wenn sie seinen Rat und seine Hilfe nicht in Anspruch nehmen wollten, so konnte er ganz traurig werden und sich schließlich gar ganz rücksichtslos aufdrängen. Was er da eben durchs Fenster beobachtet hatte, schnitt ihm ins Herz; die frohe Laune war ihm für den Abend verdorben, und während er in einer obskuren Kneipe sein Bier trank und ein paar Rostbratwürstchen aß, überlegte er fortwährend, auf welche Weise er sich wohl am schicklichsten dieser armen polnischen Familie nähern und ihr vielleicht gar helfen könnte.

Als er so gegen halb neun Uhr bereits heimkehrte, um den Brief an seinen Vater zu schreiben, den es ihn heut abend noch fortzuschicken drängte, da traten just die beiden polnischen Schwestern aus dem Thore. Die große steckte in einem grauen Regenmantel, der ihr zu weit war und bis auf die Füße hinabreichte; auf ihrem Kopfe saß ein billig und geschmacklos garnierter brauner Strohhut. Die kleine hing an ihrem Arm und hatte den Oberkörper zum Schutz gegen die Abendkühle mit einem alten wollenen Shawl umwickelt.

Die beiden Mädchen zuckten zusammen und blieben ganz erschrocken und ratlos stehen, als Florian vor ihnen seinen Hut zog und sie anredete. Er bat höflich um Entschuldigung, daß er zu ihrem Fenster hineingespäht habe; er sei gewiß nicht unverschämt, aber da er sie schon vorher mit solchem Eifer und solcher Tüchtigkeit jene Lisztsche Etüde habe üben hören, so vermute er in seiner Nachbarin eine Kollegin. Sie möchten ihm seine Neugier nicht übelnehmen.

Das große Mädchen blickte hilflos zur Seite und wußte nichts zu erwidern. Ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein verständliches Wort herausgekommen wäre. Dann machte sie einen ungeschickten Knicks und ließ sich von der kleinen Schwester rasch davonziehen.

Die verstehen wohl kein Deutsch, dachte Florian, überlegte ein paar Sekunden und holte dann mit ein paar großen Schritten die beiden Mädchen ein. „Entschuldigen Sie, meine Damen," rief er sie freundlich lächelnd an, „verstehen Sie vielleicht nix Deutsch? Popolski, was?"

Die Kleine drückte kichernd ihren Kopf an den Arm der Schwester, aber die machte ein noch ängstlicheres Gesicht als vorher, beschleunigte ihre Schritte noch mehr und stieß, ohne Florian anzusehen, hastig hervor: „Wir dürfen nicht."

Und die Kleine bekräftigte eifrig: „Nein, wir dürfen nicht; Frau Mutter hat verboten!"

„Herrgottsakra, was laufen S' denn so?" rief Florian belustigt und griff nun auch weiter aus mit seinen langen Beinen. „Was dürfen S' denn nicht? Schau ich denn aus wie ein Raubmörder, daß S' so davon lauft's? Ich fress' auch keine kleinen Kinder! Was wollt's denn so bei der Nacht allein laufen? Darf ich Sie net a bißl begleiten, meine Damen?" — Und da immer noch keine Antwort erfolgte und die Mädchen nur immer schneller liefen, so schloß er ein wenig ärgerlich: „Na, wissen S', nix für ungut — aber ... wir sind doch Kollegen und sozusagen Zimmernachbarn; ich meine, vorstellen könnten wir einander wenigstens und Red' und Antwort stehen! Mein Name ist Mayr: M—a—y—r, bitte, und mit Vornamen schreib' ich mich Florian! Wie heißt denn jetzt du, Kleine?"

„Olga Mikulska!" erwiderte das Kind prompt, „und Schwester heißt Helena."

„So, dees ist doch jetzt wenigstens was!" lachte Florian, „aber jetzt sagen Sie mir doch, Fräulein Mikulska ..."

Das Fräulein hörte gar nicht auf ihn. Sie schalt auf polnisch auf die kleine Schwester ein und dann wandte sie sich mit ganz böser Miene an ihn und sagte: „Wir dürfen nicht mit Herren reden: Frau Mutter hat verboten!"

„Ach was, Frau Mutter ist eine ...," platzte Florian heraus und verschluckte nur mit Mühe noch die „Gans". Er ließ die beiden Mädel laufen und trat ärgerlich den Rückweg an. Als er bei der Stubenthür der Frau Mikulska vorbeikam, überlegte er einen Moment, ob er nicht vielleicht hineingehen und dieser Dame mit der ihm eigenen Offenheit erklären solle, daß er sie für eine Gans halte. Aber er versagte sich für diesmal diesen Genuß und beschloß,

den polnischen Frauenzimmerchen noch ein wenig Zeit zu lassen. Vielleicht kamen sie doch noch von selber darauf, wie sie sich gegen einen anständigen und wohlmeinenden jungen Mann zu benehmen hätten. — — —

Am nächsten Tage war Florian zum erstenmal mit dem sogenannten Schwarm in der Hofgärtnerei. Liszt pflegte nämlich nur einigen ganz wenigen Auserwählten, die er als eigenartige Künstlernaturen erkannt zu haben glaubte, wirklichen Unterricht zu erteilen, indem er sie einzeln oder doch höchstens zu zweien und dreien und zwar meist in früher Morgenstunde zu sich kommen ließ und die Stücke, die sie gerade studierten, mit ihnen durchging. Die große Menge des fahrenden Volkes jedoch, das aus aller Herren Ländern zusammenströmte und unter dem Vorwande, sich im höheren Klavierspiel ausbilden zu wollen, oder auch nur aus allgemeiner Musikbegeisterung oder persönlicher Verehrung sich um ihn drängte, das wurde im Haufen abgefunden. Von vier bis sechs Uhr nachmittags wurden alltäglich alle die Künstler und Künstlerinnen, vornehmen Dilettanten und wer sonst unter einem möglichen Vorwande um die Ehre nachgesucht hatte, in der Hofgärtnerei empfangen. Es gab Kaffee, Thee und Cognac, Cigarren und Cigaretten und vor allen Dingen eine äußerst lebbafte Unterhaltung in vielerlei Zungen. Wenn der Altmeister nicht gerade durch eine zu arge Zudringlichkeit oder sonst einen Verdruß verstimmt war, so war er gegen alle, auch gegen die unbedeutendsten Menschenkinder, die ihm gar nichts als Entgelt zu bieten hatten, von einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Seine Sprachgewandtheit und Weltkenntnis, seine umfassende Bildung, seine lebhafte Teilnahme für jedes ernste Streben auf geistigem Gebiete setzten ihn in stand, mit jedem einzelnen aus dem Schwarm eine Unterhaltung zu führen, bei der er freilich fast immer der gebende Teil war. Begann Liszt einmal über eine allgemeine Sache zu sprechen oder etwa Erinnerungen aus seinem Leben, das Charakterbild einer berühmten Persönlichkeit, der er nahe gestanden, oder Betrachtungen über irgend ein bedeutendes Kunstwerk zum besten zu geben, so verstummte alsbald das Geschwirr der Unterhaltung, und alles lauschte andachtsvoll dem greisen Meister. Mit einer scherzhaften Wendung pflegte er dann

zum Schluß die unbefangene Heiterkeit der Stimmung wiederherzustellen.

Florian fühlte sich ungeheuer fremd in dieser Gesellschaft. Diese weitgereisten Menschen, die überall dabei gewesen waren, wo in der Welt etwas los war, die von allen möglichen interessanten Dingen etwas wußten, von denen er nie gehört hatte, die so viele berühmte Persönlichkeiten von Angesicht gesehen und gesprochen hatten und über alles das so unterhaltsam zu plaudern verstanden; diese Damen besonders, von denen jede ihren eigenen Reiz hatte, sei es Schönheit, Eleganz, Witz, übermütige Laune oder auch nur fremdländische Seltsamkeit der Erscheinung und des Benehmens — alle, alle erschienen sie ihm wie seltene bunte Vögel aus fernen Zonen, und er selbst kam sich unter ihnen vor wie ein gelbschnäbeliger, farbloser Spatz. Kein Wunder, daß der greise Meister, den die Bewunderung der erlesensten Gesellschaft Europas von seinem elften Jahre an sein ganzes Leben hindurch begleitet hatte, Gefallen daran fand, diesen heiteren Schwarm von Verehrern, in dem immer wieder neue interessante Gestalten auftauchten, um sich zu sehen und täglich einige Stunden in anmutigem Witzspiel und anregungsreicher, künstlerischer Unterhaltung mit ihm zu verbringen. Was konnte Florian, der arme Schulmeisterssohn, der sich wohl bewußt war, an Weltkenntnis, Unterhaltungsgabe und überhaupt an allen gesellschaftlichen Befähigungen selbst unter der jüngsten und oberflächlichsten dieser abenteuerlichen jungen Damen zurückzustehen, dem Meister bieten, was konnte diesem stolzen Selbstherrscher im Reiche der Musik daran gelegen sein, ob Florian Mayr aus Bayreuth, dieser lange, dürre, ungeschickte Jüngling noch ein wenig besser Klavierspielen lernte oder nicht? Sein Mut, der durch das Lob des Meisters so üppig geschwollen war, sank wieder tief herab, und es drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß, um als Künstler eine Ausnahmestellung und besondere Ehre und Ruhm in Anspruch nehmen zu dürfen, tüchtiges Können, echtes Empfinden und eiserner Fleiß doch wohl noch nicht genügend seien, sondern daß Weltgewandtheit, ein feiner Schliff des Geistes und der Umgangsformen notwendig dazu gehörten. Er nahm als selbstverständlich an, daß alle diese Herren und Damen

als Musiker bereits mehr leisteten als er selbst, und war ungeheuer gespannt darauf, sie etwas vortragen zu hören.

Eigentlich hatte er sich eine Unterrichtsstunde bei Liszt anders vorgestellt. Ueber eine Stunde war schon mit Schwatzen, Kaffeetrinken und unter den fesselnden Erzählungen des Meisters vergangen, und noch hatte er niemanden zum Vorspielen aufgefordert. Da endlich!

Liszt hatte eben eine höchst fesselnde Schilderung seiner Bekanntschaft mit Hektor Berlioz zum besten gegeben, und es war just eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten, als eine große, üppige Dame, welche bisher sich an keinem Gespräch beteiligt hatte, sondern nur durch ihre kostbare Kleidung und durch ihren überreichen Juwelenschmuck aufgefallen war, an den Meister herantrat und, sich über die Lehne seines Polstersessels beugend, ihm zuflüsterte: „Pardon, Herr Hofkapellmeister, ich möchte gern vor meiner Abreise . . .“

Liszt mußte lächeln über die Anrede „Herr Hofkapellmeister“. Er ließ die Dame nicht weiter reden, sondern erhob sich rasch, ergriff ihre feinbeschuhte Hand und tätschelte sie freundlich zwischen seinen beiden. „Oh, meine schöne gnädige Frau, Sie wollen uns schon verlassen?“ sagte er und ließ dabei seine Augen aufmerksam über die Juwelen hinspazieren, welche wie glänzende Laternen zur besonderen Beleuchtung ihrer Reize aufgesteckt schienen.

Florian stand ganz in der Nähe und konnte jedes Wort der halblaut geführten Unterhaltung verstehen.

„Ja, ich bin nur auf der Durchreise hier,“ versetzte die stolze Schöne, „aber ich wollte Weimar doch nicht verlassen, ohne ein Andenken an den großen Tonheros und an diese selten schöne Stunde mit fortzunehmen.“

Florian bemerkte, wie Liszts Antlitz ob dieser greulichen Phrasen schmerzlich zusammenzuckte, und unwillkürlich machte er es ihm nach. Die Dame überreichte dem Meister in einem offenen Couvert sein eigenes Kabinettbild und bat um seine Unterschrift.

„Pcha!“ machte Liszt und drehte das Bild unschlüssig in der Hand herum, indem er dabei seine Mundwinkel unwillig herabzog. Die Autographensammler waren ihm gar sehr zuwider. Dann wandte er sich wieder an die Dame und fragte mit kühler Höflichkeit, mit wem er eigentlich das Vergnügen habe.



„Frau Oberstlieutenant von . . .“ Florian verstand den Namen nicht. Ein wenig pikiert setzte die Dame hinzu, sie sei im Laufe der beiden Tage schon dreimal dagewesen, ohne vorgelassen zu werden.

„Ich empfange nur von Vier bis Sechs,“ erwiderte Liszt kurz, und damit wandte er der Frau Oberstlieutenant den Rücken, um nach seinem Schreibtisch zu gehen.

Mit einem Schritte war die Dame wieder an seiner Seite und hielt ihn mit vorgestrecktem Fächer auf: „Pardon, Herr Abbé, Sie sollen nicht glauben, daß Sie Ihr Autograph einer Unwürdigen geben. Wenn ich Ihnen vielleicht etwas vorspielen dürfte? Es wäre mir von hohem Werte, Ihr maßgebendes Urteil . . .“

„O, bitte sehr!“ wehrte Liszt mit einer bescheidenen Verbeugung ab und lächelte dabei ganz wunderbar schalkhaft, „gnädige Frau sind also auch Künstlerin?“

Die Schöne neigte affektiert den Kopf und spendete dem Meister einen glänzenden Blick aus ihren schwarzen Augen. „Anch' io sono . . .“ kicherte sie, „obwohl ich es natürlich nicht nötig habe. Ich bin eine geborne . . .“ und sie nannte den Namen eines bekannten großen Bankhauses.

„Bravo!“ rief Liszt höchlich belustigt. „Ich hege keinerlei Vorurteile.“ Und mit einer einladenden Handbewegung wies er nach dem Flügel.

Ohne eine Spur von Verlegenheit nahm sie Platz, löste ein halbes Dutzend Armbänder von ihren Handgelenken und zerrte die rehfarbenen Mousquetaires von ihren vollen Armen, dann suchte sie mit den Füßen, die in schmelzbestickten Lackschuhen steckten, nach den Pedalen, indem sie dabei den Saum ihres seidenen Gewandes ein wenig hob, schlenkerte die Hände prüfend in den Gelenken und harpeggierte dann herausfordernd durch ein halbes Dutzend Tonarten hindurch. Alle diese Vorbereitungen nahmen ziemlich lange Zeit in Anspruch und erhöhten die Spannung der Gesellschaft beträchtlich. Liszt hatte wieder in seinem Polstersessel Platz genommen und bemühte sich, sehr ernst dreinzuschauen.

„Wäre Ihnen der Schubertsche ‚Erlkönig‘ angenehm?“ wandte sich die Frau Oberstlieutenant von Soundso, geborne Xheimer, über ihre Schulter zurück an den Meister. „Natürlich in Ihrer eigenen Bearbeitung.“

„Sehr freundlich!“ erwiderte Liszt höflichst lächelnd und mit der zustimmenden Handbewegung eines echten großen Herrn.

Die Dame hatte vergessen, ihre Ringe abzuziehen. Sie holte das jetzt nach und legte sie, einen neben den andern, auf das Notenpult — sieben Stück. Dann endlich griff sie in die Tasten.

Alsbald erhob sich ein allgemeines unterdrücktes Kichern und Flüstern; man vernahm sogar einige „Ahs!“ und „Ohs!“ der Ueberraschung und Entrüstung. Aller Augen richteten sich auf den Altmeister. Der strich sich mit einer heftigen Bewegung sein langes weißes Haar zurück, zog die Stirne in drohende Falten und machte den breiten Mund ein paarmal hintereinander rasch auf und zu, aber er sagte nichts; er stand nicht auf, um diese zudringliche Auch-Künstlerin vom Platze zu weisen, welche den „Erlkönig“ in einem Tempo spielte, als ob der besorgte Vater das fiebernde Kind nicht angstgepeitscht auf windschnellem Rosse, sondern höchst gleichgültig auf einem Lastwagen mit Ochsengespann zum Arzt beförderte. Seelenlos und hart stachen diese unkünstlerischen Finger die Gesangsmelodie aus den Tasten heraus, und die leidenschaftlich vorwärtsstürmende Begleitfigur blieb durchweg ein plump polterndes Lastwagengerassel.

Und das konnte der Meister geduldig, wenn auch nicht ruhig, mit anhören von Anfang bis zu Ende! In sich zusammengesunken, mit festgeschlossenen Lippen, saß er da; grollend, aber in sein Schicksal ergeben. Ratlos erstaunt blickte die ganze Gesellschaft auf ihn. Kopfschütteln, erregtes Flüstern hinter vorgehaltenen Fächern und Händen zeigte den allgemeinen Unwillen an. Niemand begriff, wie der Meister es über sich gewann, da nicht mit einem kräftigen Donnerwetter dazwischen zu fahren.

Florian Mayr stand hinter Liszts Sessel und zappelte vor Aufregung, die Wut kochte in ihm und er konnte sich nicht enthalten, einige Schmeicheleien wie: „Unverschämtes Weibsbild“ und dergleichen zwischen den Zähnen zu zerkauen. Liszt hörte ihn und bewegte verweisend seinen mächtigen Zeigefinger gegen ihn.

Endlich war das Kind tot. Die Dame tupfte sich mit ihrem Spitzentüchlein im Gesicht herum und wartete offen-

bar auf Beifall. Lautlose Stille. Die Gäste hielten vor Spannung fast den Atem an; aber der Meister sagte nichts, er saß wie versteinert in seinem Sessel. Die Frau Oberstlieutenant wurde dunkelrot. Sie schob sich auf dem Drehstuhl langsam herum, und als sie das finstere, starre Antlitz des Meisters sah, sprang sie auf, raffte ihre Ringe zusammen und sagte, während sie sie hastig überstreifte, bebend vor zorniger Enttäuschung: „Pardon, Herr Abbé, es scheint — es scheint Ihnen keinen Spaß zu machen, wenn ich Ihnen etwas vorspiele?"

Jetzt endlich regte sich der Meister. Er zuckte nur die Achseln und machte „pcha!" mit unzweideutiger Verachtung. Dann trat er langsam auf die lebende Juwelenausstellung zu, heftete die Augen auf ihren wogenden Busen und zwang sich zu einem höflichen Lächeln: „Nun, meine gnädige Frau, Sie haben jedenfalls eine sehr — abweichende Auffassung von diesem Stücke!"

Er sah sich im Kreise seiner Schüler um. Sein Gesicht war wieder ernst und streng. Da fiel sein Auge auf Florian Mayr, der mit geballten Fäusten dastand und sich offenbar Gewalt anthun mußte, um der schönen Dame nicht thätlich zu Leibe zu gehen. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „O, o, wir sind zu aufgeregt, mein Sohn! Aber Temperament ist gut. Spielen wir vielleicht den Erlkönig?"

„Gewiß," antwortete Florian hastig, „und ich glaube, nicht schlecht."

Liszt wandte sich an die große Dame, die, immer noch rasch atmend, mitten im Zimmer stand, und sagte ruhig: „Herr Mayr wird Ihnen den Erlkönig vorspielen, Madame!"

Diesmal hatte Florian keine Spur von Angst. Der Erlkönig war eines von seinen Bravourstücken und außerdem — Donnerwetter, der Person wollte er es einmal zeigen und den andern überhaupt auch, daß auch er an dieser Stätte Daseinsberechtigung habe! Er schüttelte sein Haar zurück, streifte die Aermel ein wenig in die Höhe, wie wenn er zum Faustkampf anzutreten gedächte, und dann legte er los in einem rasenden Tempo, einem wahren Carrieretempo, bei dem einem Hören und Sehen vergehen konnte. Er griff ein paarmal daneben — was der Frau Oberstlieutenant nicht passiert war — aber das störte nicht

im mindesten. Die leidenschaftliche Wucht des Vortrags, diese heftigen Crescendi, der höchst effektvolle Farbenwechsel bei dem schmeichelnden Locken des Geistes, die gelungene Unterscheidung der Kinder- und der Männerstimmen durch den Anschlag und die Steigerung des Grausens gegen den Schluß hin: das alles gelang vortrefflich, und jeder der Anwesenden — die mitstrebenden Kunstgenossen nicht ausgenommen — hatte die Empfindung, daß jenes hochdramatische Musikstück von diesem Spieler wirklich poetisch nachempfunden und mit sicherer Künstlerschaft gestaltet worden sei.

Als er geendet hatte, sprang er rasch vom Stuhl empor und wandte sein vom Eifer durchglühtes braunes Gesicht dem verehrten Meister zu.

Liszt nickte ihm zufrieden schmunzelnd zu und dann trat er neben ihn, legte den linken Arm um seine Schulter und klopfte und streichelte ihn, während er die stolze Dame, die blaß vor Scham und Aerger ihm gegenüber stand, mit einem vernichtenden Blicke maß. „So spielt man das Stück bei uns, pcha!“ herrschte er sie laut und streng an, und dann wandte er ihr den Rücken, streichelte Florian Mayr väterlich die Backen und sagte leise: „Sehr brav gemacht, mein Sohn!“

Die Frau Oberstlieutenant von Soundso konnte nun nichts Besseres thun, als sich eilig davonzumachen: sie mußte sich ja doch moralisch hinausgeworfen fühlen. Sie war kaum hinaus, als Liszt sich an die ganze Gesellschaft wandte und, auf die Thür deutend, die sich eben hinter der gemaßregelten Dame geschlossen hatte, zornig ausrief: „Pcha, zu so etwas sind wir nun gut genug!“

Die Urteile, die nun über die Dame laut wurden, waren schonungslos grausam. Die schöne, heitere Stimmung war für diesen Nachmittag dahin. Liszt überwand seine Mißstimmung am allerersten. Auf einem Tischchen lag noch sein Photogramm, das ihm die Frau Oberstlieutenant zur Unterschrift überreicht hatte. Er nahm es auf und sagte: „Oho, das ist fremdes Eigentum, ich will mich nicht rechtswidrig bereichern. Spiridion muß erfahren, wo sie wohnt. Ich will ihr auch etwas draufschreiben, damit sie mich in gutem Andenken behält. Schönen Frauen darf man nicht lange grollen.“ Und er schrieb auf die Rückseite der Photographie: „Presto! Presto! Addio! Franz Liszt.“

Das Autogramm ging herum und erregte schadenfrohe Heiterkeit. Es wurde dann noch ein wenig geplaudert, und zum Schluß durften auch noch zwei von den jungen Damen etwas vorspielen. Ihre Leistungen waren korrekt und geschmackvoll, wenn auch keineswegs hervorragend. Der Meister belohnte sie beide durch sein freundliches „Bravo!“ Und als Florian Mayr ihm dieserhalb mit verwunderter Frage anblickte, ging er zu ihm und sagte leise, indem er dabei wie entschuldigend die Schultern hochhob: „Was willst du, mein Sohn? Es sind gute Kinder, sie laufen mir überall nach und geben sich so viel Mühe; warum soll ich ihnen wehethun?“

Der Schwarm verlief sich allmählich, und schließlich blieben, einem Winke des Meisters gehorchend, nur noch Ilonka Badacs und Florian Mayr zurück. Der Meister zündete sich eine Cigarre an und hieß Florian das Gleiche thun. Ilonka wußte schon, wo die Cigaretten für die Damen standen, und rauchte zur Gesellschaft auch mit. Behaglich an der vortrefflichen Havanna saugend, schritt der Meister ein paarmal auf und ab und murmelte dabei halb für sich: „Das war eine dumme Geschichte; aber jetzt wollen wir wieder gut sein — pcha, basta!“ Die Hände auf dem Rücken gefaltet, blieb er vor den beiden stehen, betrachtete sinnend erst sie und dann ihn und dann nahm er Ilonka rechts und Florian links unter den Arm und begann so mit ihnen auf und ab zu wandeln.

„Ihr kennt euch schon, ihr beiden; hab' gehört — weiß alles, haha! Ich habe etwas mit euch im Sinne: ihr sollt einander — hm — ergänzen!“ Er lachte vergnügt und tätschelte ihnen beiden die Hand.

Dann fuhr er also fort: „Kissázonyi Badacs Ilonka, galambom, ist ein kleiner Satan — das höllische Feuer schlägt ihr manchmal zu allen Poren hinaus — da soll unser Sankt Florian etwas Wasser hineinschütten, haha! und mein Täubchen, mein höllisches, soll dem Sankt Florian ein wenig warm machen, damit er mir menschlicher wird. Habt ihr das kapiert?“

„Jawohl, Maister, versteh' ich ausgezaichnet,“ rief Ilonka mit leuchtenden Augen, und dabei wippte sie auf den Zehenspitzen und breitete die Arme aus, als wollte sie gerne einen Kuß haben.

Der Meister winkte ihr lächelnd ab. „Nein, nein; heute nicht: erst verdienen! Ich will sehen, ob ihr der Sankt Florian gut bekommt!" Und dann wendete er sich diesem zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Wenn es dir Freude macht, mein Lieber, so kannst du jeden Morgen um acht Uhr zu mir kommen und mir bei meiner Arbeit helfen!"

Florian hätte aufjauchzen mögen über diese Auszeichnung, und er beugte sich rasch über die gütige Hand des verehrten Meisters und küßte sie. — Die beiden waren für heute entlassen. Sie gingen zusammen in den Park. Florian war ganz außer sich vor Freude und Stolz. Alle hatten sie ihn heute beglückwünscht, diese feinen, auserlesenen Menschen, die doch so viel vor ihm voraus hatten, mit denen er gar nicht wagte, sich auf eine Stufe zu stellen. Und nun durfte er doch mit Fug und Recht sich für bevorzugt halten; denn weder der heimliche Thronprätendent von Rumänien, noch der moskowitische Bojar, noch irgend einer von der ganzen bedeutenden, geistreichen und tugendhaften Gesellschaft, die er gestern kennen gelernt hatte, war jemals aufgefordert worden, dem Meister bei der Arbeit zu helfen. Er wälzte sich vor Freude im Grase, stand Kopf und schlug Rad, als just niemand in der Nähe war. Und Ilonka lachte ausgelassen über seine Tollheiten und erklärte ihn mit inniger Ueberzeugung für einen „furbar verrickten, lieben Kärl". Sie verabredeten, daß er täglich gegen Abend auf eine Stunde zu ihr kommen sollte. Sie wollte zunächst ihr ganzes Konzertrepertoire sorgfältig mit ihm durchstudieren und dann erst neue Werke einüben.

Als sie bereits der Stadt wieder nahe waren, fragte Ilonka mit drolliger Schüchternheit, was er denn für seinen Unterricht an Honorar verlange.

Und Florian wollte sie ein wenig necken, setzte eine ganz ernsthafte Miene auf und sagte: „Nun, ich mache es wie die berühmten Aerzte: ich liquidiere nach dem Vermögen der Patienten. Zehn Mark habe ich in Berlin von ganz gewöhnlichen Bankierstöchtern bekommen. Wenn ich mich in Ihren Augen nicht dadurch herabsetze, daß ich nur zehn Mark für die Stunde nehme ..."

„Zehn Mark," fiel sie entsetzt ein, „jo wos denken denn von mir, lieber Freind? Wollen S' mich am Bettelstob bringen?"

„O, eine große Dame wie Sie, mein gnädiges Fräulein —! Sie wühlen doch gewiß nur so im Golde und wickeln sich die Locken auf Banknoten?“

„O main Gott, wos sind Sie für ein schrecklicher Mensch! Ich bin orm wie ein Zigeiner: heit' hob' i bißl wos, morg'n hob' ich gor nix. Bloß Glick hob' ich: kommt immer wos, wenn gor nix mehr do ist!“

„Woher denn?“

„O, das ist värschieden: kommt wos von dem, kommt wos von dem — von Konzert maine ich natirlich.“

Florian guckte sie betroffen von der Seite an und fragte etwas zögernd: „Aber sind denn Ihre Eltern nicht reich? Ich meine doch, Sie müssen aus sehr vornehmem Hause sein?“

„Wer, ich?“ rief Ilonka belustigt. „Werd' ich Ihnen sogen: maine Mutter wor eine klaine Tänzerin bei der großen Oper in Budapest. Main Voter — schau'n S', liebär Freind, do waiß man nix Gewisses. Ise meglich ein Zigeinerprimas, ise meglich ein Grof. Maine Mutter sogt, daß Grof war; ober ich glaub', daß Zigeinerprimas war, weil ich musikolisches Talent von ihm hob'. Ober Herr Grof hot gezohlt, wose is immer Hauptsoche. Wor liebär Mänsch, Herr Grof, hot mir sähr gute Erziehung bezohlt — erst im Kloster Sacré coeur, nochher in Wien auf Konservatorium.“

„Hm!“ machte Florian nachdenklich, indem er sie immer noch scheu von der Seite betrachtete, „ich finde, Sie haben doch auch viel Gräfliches an sich?“

„Nun wie Gott will, liebär Freind, ise meglich, daß olle zwai baide gewäsen sind.“ Und sie lachte ihm lustig ins Gesicht, so daß er beide Reihen ihrer prachtvollen blanken Zähne zu sehen bekam.

Florian lachte sie verlegen an, wurde ganz rot und stotterte: „Fräulein, ich — ich muß Ihnen schon sagen — ich finde Sie riesig nett!“

„Is wohr?“ rief sie und klatschte vergnügt in die Hände. Sie warf einen raschen Blick umher und plötzlich erhob sie sich auf die Zehenspitzen, zog seinen Kopf zu sich herab und verabreichte ihm einen raschen, kräftigen Kuß.

Der gute Florian stand ganz erschrocken da und schaute sich ängstlich um. Nein, es konnte wirklich niemand zugesehen haben. Da atmete er erleichtert auf, reichte ihr die

Hand, drückte sie derb und sprach: „Nun, dann dank' ich auch recht schön."

Sie schmiegte sich neckisch an ihn und sagte lachend: „Hob' ich bißl Honorar voraus gezohlt!"

„Möchten S' net immer in der Münz' zahlen?" fragte Florian leise, mit schüchterner Annäherung.

Sie blinzelte ihn verliebt an und nickte dazu ein paarmal rasch mit dem Kopfe. Dann aber wurden die Wege belebter, und er geleitete sie ehrbar bis vor die Thüre ihres Hotels.

---

## Zehntes Kapitel.

### Der Sündenfall.

Das war ein reicher, gesegneter Frühling für unsern Florian. Jeder Tag, den er hier in der kleinen Musenstadt, in die Machtsphäre des Genius gebannt, verleben durfte, bot ihm so viel Nahrung für Herz und Geist, so viel Förderung für sein künstlerisches Streben, wie sonst Monate und Jahre nicht. Die Morgenstunden, die er meist ganz allein bei Liszt zubrachte, waren ihm die allerliebsten. Mit staunender Bewunderung lernte er die außerordentliche Arbeitskraft, die unermüdliche Pflichttreue und wunderbare Geistesfrische des greisen Meisters kennen. Wenn Florian um acht Uhr bei ihm antrat, so war Liszt schon mindestens drei Stunden lang aufgewesen; manchmal erhob er sich gar schon um Vier. Dann ging er in die Frühmesse, las in seinem Brevier und versenkte sich im tiefen Frieden des Frühlingsmorgens in den Gedankenkreis der Arbeit, die ihn gerade beschäftigte. Nach dem Frühstück ging er die Morgenpost durch, und wenn dann Florian kam, so hatte er diese reichliche Postbescherung meist schon gesichtet. Der Sekretär bekam eine Anzahl Briefe zu erledigen, die mehr intimen behielt er zur eigenen Beantwortung zurück, und Florians Aufgabe war es hauptsächlich, die musikalischen Manuskripte oder auch gedruckten Notensendungen, die fast täglich in Fülle anlangten, prüfen zu helfen und alsdann den Absendern darüber zu schreiben.

Liszt hielt es für eine Pflicht, die ihm seine Stellung als erster Klaviervirtuose der Gegenwart und besonders als Vorkämpfer der neuen Richtung in der Musik auferlegte, alle Einsendungen gewissenhaft zu prüfen, und er widmete der Erfüllung dieser wahrlich nicht leichten Pflicht tagtäglich mehrere Stunden. Mit oberflächlicher Tagesware, die nur Erzeugnis handwerksmäßiger Fertigkeit war, hielt er sich natürlich nicht lange auf. Dergleichen wurde mit einem Scherz abgethan und in die passende Rubrik verwiesen. Sobald aber der Meister beim ersten flüchtigen Blättern in einem Manuskript auch nur eine Spur von Eigenart, von ernstem Suchen nach neuen Ausdrucksformen oder ein sicheres Beherrschen überkommener fester Kunstformen bemerkte, da verweilte er und prüfte bedächtig. Er setzte sich selbst an den Flügel und spielte die oft schwer lesbaren und verzwicktesten Partituren so glatt herunter wie irgend einen sauber gedruckten Klaviersatz. Oft forderte er Florian auf, eine solche Partitur vierhändig mit ihm zu spielen. Das machte ihm anfangs große Schwierigkeiten, und er war froh, wenn er nur den Baß richtig brachte und die hervortretenden Stimmen herausfand. Aber durch die Unterweisung des Meisters lernte er viel und schnell. Wenn Florian entlassen war, arbeitete der Meister einige Stunden allein, bis um die elfte oder zwölfte Stunde. Dann machte oder empfing er Besuche und dann speiste er; meist bei einer seiner alten Freundinnen oder auch bei Hofe, seltener allein. Zu diesen Mahlzeiten daheim wurde meist auch der eine oder andre der bevorzugten Schüler aufgefordert, ebenso zum Spaziergang, den Liszt gegen Abend zu machen pflegte, wenn sich der „Schwarm“ verlaufen hatte. Die Abendgesellschaften, die der Meister auch ziemlich häufig gab, hatten mehr den Charakter von Konzerten. Es wurden dazu viele Laien eingeladen, besonders Herrschaften aus der Hofgesellschaft. Der Großherzog selbst war fast ein ständiger Gast bei diesen Veranstaltungen, ebenso wie auch seine Töchter, die Prinzessin Reuß und die damals noch unvermählte Prinzessin Elisabeth. Ging der Meister abends nicht in Gesellschaft oder sah er nicht selbst Gäste bei sich, so benützte er den Abend zu schöpferischer Thätigkeit oder zur Lektüre. Um elf Uhr, manchmal auch noch später, ging er zur Ruhe.

Am glücklichsten war Florian, wenn er in den herrlichen Morgenstunden die Rede auf des Meisters eigene Werke bringen konnte und dieser sich dazu herbeiließ, sie am Klavier mit ihm durchzugehen. Die großen Chor- und Orchesterwerke Franz Liszts waren damals noch weit mehr als heute mit scheuem Mißtrauen betrachtete Fremdlinge in der musikalischen Welt. Die packende Gestaltungskraft, die dramatische Wucht Richard Wagners hatte längst schon das Zetergeschrei der musikalischen Zopfträger zum Schweigen gebracht und den allergrößten Teil des Publikums mit sich fortgerissen. Das „Kunstwerk der Zukunft" war thatsächlich bereits das Ideal der Gegenwart geworden, und dennoch hatte Liszt mit seinen symphonischen Dichtungen und großen Chorwerken, die doch aus demselben Geiste heraus wie Wagners Tondramen geboren waren, im Jahre 1880 noch immer gegen die Aengstlichkeit der Konzertdirigenten, die Böswilligkeit der zünftlerischen Kritik und die Verständnislosigkeit des Publikums zu kämpfen, wie Wagner bis in die siebziger Jahre hinein zu kämpfen gehabt hatte. Es war vielleicht der einzige Schmerz, der den heiteren Lebensabend des glücklichsten Künstlers unsres Jahrhunderts trübte, die einzige bittere Erfahrung, die dies überaus gütige und verzeihende Herz selbst zuweilen mit schmerzlichem Groll erfüllen konnte. Selbstlos war er beiseite getreten, als das rücksichtslos männlich geartete Genie Wagners freie Bahn für sein Schaffen erheischte. Er hatte mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit dem von ihm selbst als der Größere Anerkannten die Wege ebnen helfen, er hatte durch Wort und Schrift aufklärend gewirkt, durch Geldopfer und unablässige persönliche Bemühung den mit der Not kämpfenden Verbannten über Wasser gehalten — nun war jener glorreicher Sieger geblieben, während er selbst, der auch mit seinem Schaffen Vorläufer und Vorkämpfer des Gewaltigen gewesen war, sich von der Allgemeinheit immer noch nur als der genialste Klavierspieler des Jahrhunderts, nicht aber auch als ein Tondichter von einzigartiger Bedeutung, als kraftvoller Neutöner und Pfadfinder anerkannt war. Sobald er daher bemerkte, daß dieser unscheinbare Florian Mayr mit seiner rührenden Verehrung nicht nur vor dem Klavierheros, sondern weit mehr noch vor dem Komponisten kniete, wuchs

die Teilnahme, die er diesem bescheidenen jungen Manne entgegenbrachte, zu einer ernsten väterlichen Zuneigung heran, die ihre Nahrung aus der Hoffnung sog, in ihm sich einen verständnisvollen Dolmetsch seiner großen unverstandenen Werke, einen treuen Bewahrer seines geistigen Erbes heranziehen zu können. So entwickelte sich denn in diesen fruchtbaren Morgenstunden aus dem Bayreuther Organistensohn ein echter Lisztdirigent.

Und noch eine andre höchst wertvolle Eigenschaft entdeckte der Meister bald genug an seinem Schüler: seinen zornmütigen Eifer gegen die zudringlichen Schmarotzer, den bloß neugierigen Pöbel, der sich überall an den berühmten Mann heranzudrängen suchte. Als Abschreckungsmittel, als unerbittlich strenger Thürhüter und, wenn's sein mußte, gar als hinauswerfender Hausknecht war niemand besser zu gebrauchen als Florian Mayr. Liszt war bei seiner übergroßen Gutmütigkeit einigermaßen energischen Angriffen gegenüber vollständig wehrlos. Er ließ sich sogar die Freundschaft und Duzbrüderschaft von ein paar im Grunde herzlich unbedeutenden Menschen aufdrängen, die ihm irgendwann einmal gute Dienste geleistet hatten und nun aus seiner Dankbarkeit Kapital schlugen. Da erwies sich denn Florian als ein wahres Juwel. Er kannte keine Rücksicht, weder auf das schönere Geschlecht, noch auf Namen und Rang, und er führte mit einer wahren Wonne die unangenehmsten Aufträge aus und ließ sich weder durch Schmeicheleien, noch durch böse Blicke und scharfe Worte zur Nachsicht bewegen gegen Leute, von denen der Meister verschont zu bleiben wünschte. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß er als neuester Günstling bald in ganz Weimar bekannt war und daß er infolgedessen fast ebenso viele Neider als Kollegen hatte. Trotzdem hütete man sich, es mit ihm zu verderben, denn wenn er rachsüchtig war, konnte er einem vielleicht übel schaden. So zog man es denn vor, ihm ins Gesicht zu schmeicheln und sich hinter seinem Rücken über ihn lustig zu machen, und wer ein Anliegen an den Meister hatte, unterließ es selten, Herrn Mayr um gütige Befürwortung anzugehen. Aber er wies alle solche Zumutungen, selbst wenn sie harmloser Natur waren, schroff von sich und ließ sich nicht einmal durch die verführerischen Blicke schöner Damen bestechen.

Das einzige weibliche Wesen, zu dessen Gunsten er gleich anfangs einmal ein gutes Wort einlegte, das war seine Hausgenossin, jene Helena Mikulska, mit der er trotz freundlichsten Entgegenkommens von seiner Seite immer noch nicht besser stand als am ersten Tage. So oft er sie auch schon angeredet, nie hatte er eine andre Antwort bekommen als immer dasselbe blitzdumme „Frau Mutter erlaubt nicht". Ein- oder zweimal war ihm auch die Frau Mutter selbst im Hausgang begegnet; aber die war noch schlimmer als die Tochter: die starrte ihn mit so einem entsetzten Ausdruck an, als ob er die Börse oder das Leben von ihr gefordert hätte, und lief alsbald in lächerlicher Hast davon. Er erfuhr von der Wirtin, daß diese sonderbare Dame fast gar kein Deutsch verstehe und außerdem eine wahrhaft kindische Angst vor Dieben, Mördern und Gespenstern habe. Uebrigens war die Frau noch sehr jung, noch Anfang der Dreißiger, aber ihre hilflose Verlassenheit und die bleiche Not grinsten ihr aus den tiefliegenden Augen und färbten die welken Wangen mit ihrer kalkigen Leibfarbe. Es half nichts, daß Florian sich immer wieder einen Narren schalt und die „damischen Weibsbilder" zum Teufel wünschte; ihr jammervolles Elend drängte sich seinem mitleidigen Herzen tagtäglich auf und ließ ihm keine Ruhe. Und darum machte er eines Tages seinen Meister auf den fabelhaften Fleiß und das bedeutende Können des Mädchens aufmerksam und erbat für sie die Erlaubnis, einmal vorzuspielen, damit sie, mit der gewichtigen Empfehlung Franz Liszts versehen, sich irgendwo ihr Brot suchen könne. Der Meister bat ihn, ihm das Mädchen doch gleich am nächsten Morgen zuzuführen, und versprach, sein Möglichstes für sie zu thun.

Voller Freude eilte Florian heim und klopfte ohne weiteres bei den Mikulskas an. Er vernahm kein Herein, wohl aber ein aufgeregtes Geflüster nach plötzlicher Unterbrechung des Klavierspiels und dann schleichende Schritte, die sich der Thüre näherten. Vermutlich wollte jemand durchs Schlüsselloch spähen. Da klopfte er noch einmal derb an und trat dann sofort ins Zimmer hinein. Richtig — die kleine Olga sprang erschrocken zur Seite, und die Mutter stand mit der Aelteren am Klavier und beide empfingen den Eindringling mit einem leisen Aufschrei.

Florian lachte ihnen gemütlich entgegen: „Grüß Gott, meine Damen! Erschrecken S' nur nit gleich, ich bin's bloß; ich bring' Ihnen eine gute Nachricht — Sie erlauben wohl, daß ich mich ein bißl niedersetze?“ Ohne die förmliche Erlaubnis erst abzuwarten, setzte er sich auf den nächsten Stuhl, nickte der großen Schwester freundlich zu und rief vergnügt: „Also Sie, Fräulein Helene, jetzt passen S' amal auf: Morgen in der Früh um Acht sollen S' zum Meister Liszt kommen und ihm was vorspielen; er will was für Sie thun, damit Sie endlich einmal aus Ihrem gegenwärtigen miserablen Zustand herauskommen. Na, was sagen S' jetzt? Heißt's da auch wieder: Frau Mutter erlaubt nicht!“

Helena wurde abwechselnd rot und totenblaß, und dann redeten die beiden Mädchen mit großer Zungenfertigkeit polnisch auf die Mutter ein; das dauerte eine ganze Zeit, und Florian ließ sie ruhig schwatzen und beobachtete nur aufmerksam ihr Mienenspiel. Die kleine Olga war augenscheinlich die einzige, die sich der guten Botschaft freute und den beiden andern eifrig zuredete, die Gelegenheit wahrzunehmen, wogegen die Mutter und Helena einander nur etwas vorzujammern wußten.

Schließlich wurde Florian aber doch ungeduldig, weil niemand Miene machte, ihm eine Antwort zu geben. Er faßte die Kleine bei der Hand, zog sie zu sich heran und sagte: „Da geh her, Kind, du scheinst mir noch die Vernünftigste von der ganzen Gesellschaft — jetzt sag mir bloß, was des bedeuten soll! Freut sich denn die Schwester gar net a bißl?“

„Oh, Schwester freut sich doch. — Sind wir sich doch hergekommen, um vorzuspielen Liszt; aber haben wir uns nichts anzuziehen!“

„Ja, wenn Ihr meint, der Meister thät' mehr aufs G'wand, als auf die Leistung schau'n, da seid's aber arg auf dem Holzweg!“

Olga verpolnischte der Mutter, was Florian gesagt hatte, und darauf erhob sich ein neues aufgeregtes Lamentieren zwischen Helenen und ihrer Mutter. Helena wurde ganz aufgeregt, trat vor Florian hin und sagte, indem sie in wütender Scham mit beiden Händen an ihrer kümmerlichen Gestalt herunterstrich, die nur mit einem alten braunwollenen Unterrock und einer rotgestreiften Kattunbluse

bekleidet war: „Da, bitte, sehen Sie, Herr Mayr — ist sich fein, nicht wahr? Frau Mutter hat besten Rock an — gehört sich für beide. Wer ausgehen muß, zieht sich besten Rock an und Regenmantel darüber. Regenmantel gehört sich auch für beide."

Klein Olga rief mit schriller Kinderstimme ganz zornig etwas dazwischen, lief nach dem Kleiderschrank und holte das ganze bißchen Plunder, das sich darin fand, heraus. Sie warf das Zeug auf den Tisch, und dann machten sie sich alle drei darüber her, wühlten Röcke, Taillen und Blusen daraus hervor, breiteten sie vor Florian aus, indem sie ihn auf die allgemeine Schäbigkeit und Flickarbeit aufmerksam machten und dazu polnisch und deutsch durcheinander kreischten, daß er kaum ein Wort verstehen konnte. Olga pries mit glühendem Eifer ein weißes Waschkleid an, das in der That noch ganz gut bei einander zu sein schien, aber Helena behauptete, daß ihr das kaum noch über die Kniee reiche, und warf es unwirsch der eifrigen Kleinen ins Gesicht.

Florian war ganz verzweifelt über die schrecklichen Frauenzimmer und schrie endlich, so laut er konnte, in den Lärm hinein: „Ja, Hergottsakrament, gehn S' doch meinetwegen im Hemd und Regenmantel! Das sind doch alles elende Nebensachen." Und als die drei darob wieder ein großes Geschrei erhoben, fügte er hinzu: „Also is recht, dann warten wir noch ein paar Tage, bis Sie sich ein anständiges Gewand angeschafft haben. Ich leg' die Kosten dazu derweil aus, wenn Sie's nicht haben. Die Hauptsach' ist doch, daß Sie's endlich einmal zu etwas bringen. Sie üben sich ja rein um den Verstand, und daß Sie hungern, sieht man Ihnen auf hundert Schritt weit an!"

„O wir hungern nicht sehr," entgegnete Olga, „wir haben immer Brot und Milch und Kartoffel!"

„Aber davon ernährt man doch seine Nerven nicht, Kreuzteufel!" schrie Florian. „Und mit Ihrer wahnsinnigen Ueberei verbrauchen Sie in einem Monat mehr Nerven, als ein andrer das ganze Jahr! Worauf wollen S' denn noch warten? Oder haben Sie vielleicht ein kleines Kapital, wovon Sie zehren, bis das Fräulein auf die Menschheit losgelassen werden kann als Konzertvirtuosin? Bilden Sie sich nur nit ein, daß da gleich im Handumdrehen ein

Vermögen herausspringet — Sie bringen sich ja überhaupts schon vorher um mit Kartoffelpampfen und Nervenzerrüttung. Und wenn S' wirklich bis zum Auftreten kommeten — meinen S' etwa, daß die Leut' sich um die Billetten raufen thäten, wenn's bloß so ein elendes Hascherl im schlechten Gewand und mit nix hinten und nix vorn zu sehen gäb'?"

Mit weit aufgerissenen Augen und schmerzlich verzerrtem Gesicht hatte Helena zugehört und übersetzte der Mutter mit fliegendem Atem den Sinn der Rede. Auf einmal fingen die beiden Frauen zu weinen an; ganz herzbrechend schluchzten sie und hielten einander umschlungen. Florian that es leid, daß er so hart und deutlich die Wahrheit gesagt hatte. Er trat auf sie zu, um ihnen gut zuzureden, aber da flohen sie vor ihm in die entfernteste Ecke des Zimmers. Seufzend gab er's auf, streichelte der Kleinen im Vorbeigehen über das glatte blonde Haar und flüsterte ihr zu: „Geh, Kleine, du bist gescheit, red' ihnen zu und bring mir Bescheid, was werden soll — kriegst auch einen Schokolade!" Damit verließ er das Zimmer.

Nach dem Mittagessen kaufte Florian einige Tafeln Schokolade, sowie allerlei Kuchenwerk, und als er an der Auslage eines Modegeschäfts vorbeikam, stachen ihm ein paar hübsche Kinderhüte so in die Augen, daß er hineinging und einen davon kaufte; einen hellen, großen Strohhut mit breitem, rotem Seidenband hübsch garniert. Die kleine Olga lief in ihrem schäbigen alten Filz mit dem schmutzigen, zerknitterten Band und den struppigen Federn wirklich zum Skandal herum. Er freute sich schon zum voraus über die großen Augen, die das Kind zu solcher Herrlichkeit machen würde, und rechnete bestimmt darauf, daß auch die ältere Schwester Zutrauen zu ihm fassen und seine Hilfe annehmen würde, wenn sie diesen Beweis seiner guten Absicht sähe.

Nah vor seiner Hausthür traf er mit seinen Ueberwohnern zusammen, dem Mister Crookes mit seinen beiden großen Buben, die, obwohl sie schon neunzehn und siebzehn Jahre alt waren, noch Kniehosen und lächerlich kurze Jäckchen tragen mußten, was zu jener Zeit, wo in Deutschland der Sport mit seinem wohlthätigen Einfluß auf die

Männerkleidung erst ein ganz bescheidenes Dasein führte, immerhin noch Aufsehen erregte. Er war den Engländern bisher nicht nähergetreten, hatte aber doch hie und da ein paar Worte mit ihnen gewechselt, so daß er sie allenfalls seinen Bekanntschaften zuzählen durfte. Wie es der Deutsche immer thut, hielt Florian von vornherein jeden Engländer im Ausland für schwer reich, und sofort kam ihm der Gedanke, diesen Mr. Crookes zum Besten der Mikulska auszubeuten. Nach einigen vorbereitenden Redensarten lud er die drei ein, ihn in sein Zimmer zu begleiten.

Die Crookes, die wie alle Engländer kontinentaler Höflichkeit gegenüber in eine schier hilflose Steifheit verfielen, folgten etwas erstaunt dieser Einladung und harrten, als sie Platz genommen, wortlos der Dinge, die da kommen sollten. Uebrigens verstanden und sprachen sie für Engländer recht gut deutsch.

Florian fragte zunächst, ob er ihnen nicht ein Glas Bier anbieten dürfe, was jedoch von Vater Crookes mit kaum verhehlter Entrüstung zurückgewiesen wurde. Darauf holte Florian den eben gekauften Strohhut aus seiner Papierhülle heraus, wies ihn den Besuchern mit komischer Genugthuung vor und fragte, was das sei.

„Well, das ist ein Hut für ein ganz kleines Mädchen," antwortete Mr. Crookes mit vollkommener Gemütsruhe, während die beiden großen Buben bescheiden grinsten.

„Richtig: aber wo ist das kleine Mädchen zu diesem Hute?" fuhr Florian pfiffig fort; und als ihm auf diese Frage nur ein Achselzucken antwortete, deutete er mit dem Daumen über die Schulter und flüsterte geheimnisvoll: „Da drüben wohnt sie und Olga Mikulska heißt sie!"

Die beiden Boys setzten sonderbare Gesichter auf, und der Vater betrachtete sie stirnrunzelnd von der Seite. Er schien wahrhaftig zu glauben, daß dieser Florian Mayr ein ganz frivoler Geselle wäre, der ein sonderbares Vergnügen daran fände, die ersten besten Fremden in seine ruchlosen Pläne einzuweihen. Und er überlegte, wie er mit Anstand fortkommen und seine unschuldigen Knaben dieser gefährlichen Gesellschaft entziehen könnte.

Florian aber merkte nicht, welch sonderbarer Mißdeutung er sich aussetzte, sondern schilderte seinen Gästen mit schlichter Wahrheit das trostlose Elend ihrer Haus-

genossen und forderte sie zum Schluß auf, einen Beitrag zur Beschaffung der notwendigsten Kleidung für die Klavierspielerin zu leisten.

Es trat eine ziemlich lange Pause ein. Florians Schlußwendung war den Herrschaften offenbar überraschend gekommen. Der jüngste Master Crookes ergriff seltsamerweise zuerst das Wort, indem er sich an seinen Vater wandte mit der nachdrücklichst hingelegten Meinung, daß das Fräulein drüben zweifelsohne scheußlich häßlich sei. „She's awfully ugly, no doubt."

Der ältere Bruder kicherte hinter vorgehaltenem Hute und bekräftigte diese Ansicht mit einem entschiedenen: „Yes to be sure!"

„Mind your own business, please — will you?" fuhr der alte Herr seine großen Buben zornig an. Und dann nahm er sein Kinn in die Hand, rieb sich nachdenklich daran herum, klopfte sich mit dem Zeigefinger gegen den Nasenflügel und gelangte durch diese Vorbereitungen endlich dazu, seine Meinung kundgeben zu können. „Aoh, ich werde Ihnen sagen," äußerte er sich, „ich liebe nicht Liszt, ich liebe nicht diese ganze Art von Musik; ich liebe Händel, Bach, Mozart und Beethoven — von den neuesten liebe ich etwas Mendelssohn, Schumann, Brahms — aber Brahms liebe ich nicht viel!"

„Ja, mein bester Herr, was hat denn das damit zu thun?" unterbrach ihn Florian ungeduldig. „Ich zum Beispiel liebe Liszt über alles und über alle — würden Sie mich deshalb vielleicht ersaufen lassen, wenn Sie grad vorüberkämen und mir leicht helfen könnten?"

„Aoh, das ist etwas andres!" versetzte Mr. Crookes unbeirrt, „Sie können lieben, was Sie wollen, mein lieber Herr, denn Sie wollen nicht mein Geld für sich; aber wenn dieses junge Mädchen mein Geld für sich will, so soll sie lieben, was ich liebe."

Florian fuhr sich verzweifelnd durch den Schopf. „Aber Mister Crookes," rief er, „zum Donnerwetter — entschuldigen Sie! lassen Sie doch die Musik ganz aus und bedenken Sie einfach, daß hier drei ehrenwerte Frauenzimmer einfach am Verhungern sind — sie leben von Milch, Brot und Kartoffeln und bekommen nie ein Stück Fleisch zu schmecken!"

„Aoh, das ist sehr gesund," erwiderte Mr. Crookes, mit dem Kopfe nickend. „Der Mensch, welcher Leichenteile verzehrt, nährt dadurch nur seine bösen Instinkte und ist nicht geeignet für die wahre Philosophie!"

Florian war nahe daran, aus der Haut zu fahren. Mit größter Anstrengung schluckte er einen meterlangen Fluch hinunter und sagte nur, nervös lachend: „Also is nix? Na — auch gut! Ich muß mich nur bedanken, daß die Herren mich so geduldig angehört haben. Als leichenverzehrender Lisztianer muß ich Ihnen ja doch ein Gegenstand des physischen und moralischen Ekels sein!"

Mr. Crookes lächelte so liebenswürdig, als ihm dies bei der lederartigen, langfaltigen Beschaffenheit seines Antlitzes überhaupt möglich war, und sagte: „Aoh, mein lieber Herr, Sie sind noch nicht verloren. It's never too late to mend, sagen wir in Inglisch; das heißt: es ist nie zu spät, zu verbessern. Ich werde Ihnen einige Schriften schicken, und ich hoffe, Sie werden sich verbessern. Außerdem darf ich Ihnen raten in Bezug auf das junge Mädchen: folgen Sie meinem Prinzipel: Never to interfere — niemals sich einmischen! Guten Tag, mein lieber Herr, es hat mich sehr gefreut!"

Er schüttelte Florian kräftig die Hand, die beiden jungen Herren folgten schweigend seinem Beispiel, und dann gingen sie alle drei hinaus.

Florian starrte ihnen einige Sekunden lang mit offenem Munde nach, dann brach er in ein lautes Gelächter aus. Plötzlich wurde hart an die Thür gepocht, und herein trat noch einmal Crookes senior allein.

Er behielt die Klinke in der Hand und sprach von der Schwelle aus also: „Aoh, ich habe vergessen — ich werde doch etwas thun: ich werde die Spirits fragen, ob diese Mädchen wirklich verhungern werden. Und wenn die Spirits mir sagen werden, wenn diese Mädchen wirklich verhungern werden, so werde ich ihnen etwas geben für Milch und Brot." Er nickte mit dem Kopfe und schob sich wieder hinaus, ohne den Eindruck seiner Worte abzuwarten.

Florian warf sich auf sein Sofa und strampelte mit den Beinen, um seinen Gefühlen Luft zu machen. So etwas von Verrücktheit war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. Da von dieser Seite für seinen menschen-



freundlichen Plan nichts zu hoffen war, sann er auf andre Unterstützung, und plötzlich fiel ihm Ilonka Badacs ein. Ja, wie er nur an die nicht gleich hatte denken können! Die warf mit dem Gelde nur so um sich, und gutherzig war sie auch. Ihr Verhältnis zu einander war jetzt ein sehr schönes. Der Unterricht machte ihnen beiden viele Freude. Sie war sehr fleißig und nahm ihm seinen oft derben Tadel niemals übel, und er war stolz darauf, eine so hochbegabte Schülerin zu haben, und vergaß im Eifer der künstlerischen Arbeit sogar beinahe seine Verliebtheit. Er bekam regelmäßig seinen Kuß zum Abschied und manchmal auch noch ein paar darüber; aber das war so eingebürgerte Sitte geworden, daß sie beide bald dazu gelangten, das bißchen Zärtlichkeit mehr scherzhaft freundschaftlich aufzufassen. — Die gute Ilonka mußte helfen. Ueber diesem Gedanken entschlummerte er zur kurzen Mittagsruhe.

Er erwachte von einem leisen Klopfen an seiner Thür. „Herein!" rief er, sprang auf die Füße und rieb sich die Augen. Da stand die kleine Olga Mikulska auf der Schwelle, zog rasch die Thür hinter sich ins Schloß und machte ihm dann einen verlegenen kleinen Knicks.

„Ja, grüß dich Gott, Kind!" rief Florian fröhlich — er ging ihr entgegen, nahm sie bei der Hand und führte sie zum Tische, auf dem die Leckereien und der Hut lagen.

„Eh' du noch was sagst, sperr einmal deinen Schnabel weit auf!" ermahnte er die Zaghafte. Sie that, wie ihr geheißen, und da stopfte er ihr ein großes Stück Kuchen in den Mund.

Das Kind kaute und machte so große selige Augen dabei. Es konnte es kaum glauben, daß all die Herrlichkeit ihm gehören sollte; und nun gar der prächtige Hut, den ihm der gute Herr alsbald aufsetzte! Es ließ sich ein Stück Kuchen nach dem andern in den Mund stecken und sich vor den Spiegel führen, um sich in seinem Staat zu bewundern.

Florian mußte sich nun freilich sagen, daß der feine Hut sich zu den elenden Lumpen des Mädchens gar nicht schicken wollte und daß er auch nicht einmal im stande war, aus ihrem unschönen Gesichtchen mit dem schlechten Teint und den straff geflochtenen bäurisch blonden Zöpfen etwas zu machen. Aber er freute sich doch der sprachlosen Ueber-

raschung des armen Kindes und redete ihm ein, daß der Hut ihm prächtig stehe. Erst als Olga allen Kuchen aufgegessen hatte, erkundigte er sich, was denn nun Schwester Helena für einen Entschluß gefaßt habe.

„Boje pomoz mnie — Schwester ist dumm!“ flüsterte Olga mit einer drolligen wegwerfenden Handbewegung, und Frau Mutter ist . . .“ Da stockte sie.

„Frau Mutter ist auch dumm!“ ergänzte Florian mit zufriedenem Kopfnicken. „Nun, und was sagt Frau Mutter?“

„Frau Mutter sagt: Mädchen dürfen von Herren keine Geschenke nehmen, weil sich serr gefährlich ist!“

„Das ist eine sehr gute Lehre von Frau Mutter,“ neckte Florian, die Sprache der Kleinen nachahmend, „aber ich will dir was sagen, Kleine: ‚euch schenkt keiner was, der's nicht sehr gut mit euch meint!“

„Warum?“

„O jegerl, weil ihr net darnach ausschaut, ihr armen Hascherl!“ sagte Florian halb für sich. Das Kind blickte verständnislos zu ihm auf, und er klopfte ihm freundlich die bleichen Wangen. Er fragte Olga allerlei über ihre Verhältnisse, und es war nicht schwer, sie zum Reden zu bringen. Der Vater, Herr von Mikulski, war Stabskapitän in der russischen Armee gewesen und wegen politischer Verdächtigkeit nach Sibirien verbannt worden, als Olga erst drei Jahre zählte. Die Familie blieb in den dürftigsten Umständen zurück, sie besaß nur ein kleines Kapital, das kaum sechshundert Rubel Zinsen trug. Die Mutter war nicht im stande etwas zu verdienen. Für körperliche Arbeit war sie zu schwächlich und sonst etwas irgendwie Verwertbares hatte sie nicht gelernt. Da war denn Helena darauf gekommen, ihr musikalisches Talent auszubilden, das sich schon früh zeigte. Ein Warschauer Professor hatte sich für sie interessiert und ihr umsonst Unterricht erteilt. In den letzten Jahren hatte sich aber ihr Brustleiden so bedenklich entwickelt, daß die Aerzte einen dauernden Aufenthalt im Süden für durchaus notwendig erklärten. Um die Uebersiedelung bewerkstelligen zu können, hatte die Mutter ihre ganze fahrende Habe verkaufen müssen. Ein Jahr lang hatten sie in einem billigen Städtchen in Galizien gelebt, wo Helenas Gesundheit sich in der That gebessert hatte.

Nun hausten sie seit einem Monat in Weimar, das sie in ihrer Einfalt zum tiefsten Süden zu zählen schienen, und lebten nun so planlos hin unter den schlimmsten Entbehrungen, einzig von der Hoffnung getragen, daß Liszt Helenen zu einer Stellung verhelfen oder vielleicht der Vater begnadigt werden und zurückkehren würde. Irgend welche vernünftigen Schritte, um schon jetzt mit ihrem Klavierspiel etwas verdienen zu können, schien aber Helena bis jetzt noch nicht gethan zu haben, und es ging ganz klar aus Olgas Darstellung hervor, daß die Mutter daran hauptsächlich die Schuld trug. Diese gute Dame mußte eine furchtbar dumme Person sein und eine geradezu lächerliche Angst davor haben, daß ihre armen, garstigen, verhungerten Mädchen durch Nachstellungen der Männer zu Schaden kommen könnten. Auf diese Weise war es natürlich unmöglich für sie, helfende Freunde und einflußreiche Fürsprecher zu gewinnen.

Während die Kleine noch erzählte, klopfte es an der Thür und auf Florians „herein" traten die beiden jungen Herren Crookes ein. Sie wurden beide rot und entledigten sich mit verlegener Hast des Auftrages ihres Vaters, Florian einige Traktätchen und Zeitschriftenhefte zu überbringen, welche von der Verderblichkeit des Alkohols, der alleinseligmachenden Wirkung des Gemüseessens und der Herrlichkeit des Spiritismus handelten, und von denen die meisten in englischer Sprache abgefaßt waren.

Die beiden großen Buben schienen es eilig zu haben, wieder hinauszukommen, aber Florian hielt sie fest und bat sie lachend, doch den englischen Teil ihrer Schriften gleich wieder mitnehmen zu wollen, da er dieser Sprache nicht mächtig sei.

Da setzte der ältere Master Crookes eine gar schlaue Miene auf und sagte: „O Sie brauchen ja gar nicht zu lesen — Vater ist zufrieden, wenn Sie die Sachen nur behalten wollen. Er bekommt sie nach dem Gewicht geschickt — o wir haben viele Pfund von jeder Sorte — und er ist sehr traurig, weil die Leute in Deutschland so etwas nicht geschenkt nehmen wollen."

„No, das Vergnügen kann ich ihm ja machen!" versetzte Florian, und dann stellte er die beiden jungen Herren dem Fräulein Mikulska vor und bat die ganze Gesell-

schaft, Platz zu nehmen. Er bot Cigarren an, aber natürlich durften die jungen Herren nicht rauchen.

Florian wurde schier nervös. Er kratzte sich am Kopf, verdrehte komisch die Augen nach oben und rief: „Ei du himmlische Barmherzigkeit, is des eine narrische Welt! Ich glaub' schon, daß man ohne Fleisch, Bier und Tabak zur Not auch leben kann, aber wenn einem des alles in jungen Jahren alleweil verboten wird, da müßt' man doch, mein' ich, erst recht einen infernalischen Gusto drauf kriegen!"

„O, wir haben schon Fleisch gegessen!" brüstete sich der jüngere Crookes: „Wir haben eine Tante, Vater haßt sie, aber sie ist sehr reich und soll uns etwas lassen in ihrem Willen, wenn sie stirbt — darum schickt uns Vater manchmal zu ihr. Er haßt sie, weil sie uns Fleisch gibt und Wein und alles, was wir nicht dürfen. Aber wir lieben Fleisch sehr. Dick liebt es noch mehr wie ich." Dabei wies er auf seinen älteren Bruder.

„Aoh!" sagte Dick und zeigte neckend auf den jüngeren, „und Bob ist schon einmal betrunken gewesen, sogar an einem Sonntag! Da hatte er eine schwarze Katze zum Nachmittagsdienst mit in die Kirche genommen unter seinem Rock und hat sie losgelassen. Alle Leute haben so gelacht, wie sie auf der Kanzel gestiegen ist, und der Kurat hat einen solchen Schrecken bekommen!"

„Oh, oh!" rief Florian, „da sieht man recht, daß der höllische Feind im Alkohol sitzt. Was hat denn der Herr Vater dazu gesagt?"

„O, der hat es nicht erfahren!" erwiderte Bob vergnügt. „Die Tante hat mir eine Ohrfeige gegeben, und da war die Geschichte all right."

Die beiden jungen Herren wurden nun ganz vergnügt und gesprächig. Der Aufenthalt bei der Tante zählte offenbar zu ihren schönsten Erinnerungen, und sie gaben in echt kindlicher Fröhlichkeit noch allerlei Streiche, die sie dort ausgeführt hatten, zum besten. Florian gefielen die harmlosen großen Buben recht gut, und die kleine Olga lachte ein paarmal laut auf bei ihren Erzählungen. Sie brachen dann bald auf, da ihre Zeit zum Ueben gekommen war. Sie baten Florian um die Gefälligkeit, doch manchmal mit ihnen Trio zu spielen. Er gab gern seine Zusage und begleitete sie bis an die Thür. Da erwischte

ihn Dick beim Aermel und zog ihn hinaus auf den Flur. Draußen flüsterte er ihm verlegen zu: „Wir würden so gern etwas geben für die armen polnischen Mädchen — aber wir haben kein Geld. Vater gibt uns fast nie Geld. Wir brauchen ja auch keins, denn Vater ist immer bei uns und bezahlt alles. Wir bekommen nur Geld, wenn wir Preise gewinnen — beim Boxen oder Fußball oder so etwas."

Und Bob fügte wichtig hinzu: „Aoh, ich habe schon einmal ein Pfund bekommen, weil ich Vater beim Boxen zwei Zähne eingeschlagen habe. Er war sehr stolz auf mich. Aber jetzt boxen wir nicht mehr, weil es die Hände für das Geigen verdirbt."

Damit empfahlen sie sich und sprangen vergnügt die Treppe hinauf.

Florian schickte nun auch die kleine Olga wieder fort, denn er hatte draußen im Flur gehört, wie Helene ihr Spiel plötzlich abbrach und einen fürchterlichen Hustenanfall bekam. Er trug dem Kinde auf, die Schwester zu ermahnen, doch ja ihre Kräfte recht zu schonen; denn sie müßte durchaus in den nächsten Tagen schon mit ihm zu Liszt gehen. Er glaube ihr versprechen zu können, daß die schwierige Kleiderfrage heute oder spätestens morgen eine glückliche Lösung finden werde. —

Er kam heute früher als gewöhnlich zu Fräulein Badacs, denn es drängte ihn, seinem Herzen Luft zu machen. „Wissen S', meine liebste Ilonka," begann er ohne weitere Vorrede, sobald er in dem hübschen Zimmerchen auf dem gemütlichen Sofa saß, „wissen S', was der größte Fluch auf der Welt ist?"

„Ach, gehen S', Herr Mayr, jetzt wollen Sie auch auf die Waiber schimpfen! Is nicht schön von Ihnen, wo ich doch bin so lieb zu Ihnen." Und sie beugte sich rasch über seine Schulter zu ihm nieder und gab ihm einen Kuß.

„Dank' recht schön!" sagte Florian lachend, „aber ich mein' gar net die Weiber — ich mein' die Eltern im allgemeinen. Es ist gar net zum sagen, wieviel Eltern ihre Kinder umbringen — geistig zumeist. Ich gift' mich schon so, ich könnt' gleich . . ." Dabei schlug er kräftig auf den Tisch. „Wieviel famosen jungen Leuten bin ich nicht schon begegnet, aus denen bloß nix wird und werden kann, weil s' narrische Eltern haben. Aber freilich, die Welt laßt sich seit jeher

von so a paar dumme Sprüch' regieren, wie zum Beispiel: Das Alter müßt' man ehren unter allen Umständen — und: Das Ei dürft' nicht klüger sein wollen als die Henne. Ja, mein Gott, vom Ei will ich weiter nicht reden — aber daß die jungen Hahnen allemal g'scheiter sind als die alten Hennen, das is doch amal g'wiß wahr! Und weshalb ein alter Trottel ehrwürdig sein soll und bloß ein junger Trottel ein Trottel sein dürfen, des wüßt' i wirklich net zu sagen. Hat man schon einmal Anlage zur Blödheit, so wird man mit den Jahren doch nur immer blöder. Woher kommt denn des jetzt, daß die Alten gar so rabiat auf ihren Kopf besteh'n? Doch bloß davon, daß s' durch das, was s' noch schaffen können, und durch ihre persönlichen Vorzüge der Welt doch nimmer imponieren, deswegen lassen s' die ihre Macht recht fühlen, die von ihnen abhängen und sich net wehren können. Weiß Gott, 's Vieh is g'scheiter: bald die Jungen allein fressen und laufen und sich wehren können, kümmern sich die Alten nimmer drum — und so is recht, so ist die vernünftige, heilige Ordnung der Natur — Himmelkreuzteufeltürken!" Und er schlug wieder auf den Tisch, daß das Theegeschirr, das noch daraufstand, zusammenklirrte.

Florian sah so komisch aus in seiner heiligen Entrüstung, daß Ilonka einen förmlichen Lachkrampf bekam. Sie versuchte zu sprechen, brachte aber kein Wort heraus.

„Ja, Sie haben gut lachen," fuhr Florian eifrig fort, sobald sie sich einigermaßen beruhigt hatte. „Von Ihren zwei oder mehr Vätern hat sich keiner um Sie gekümmert, und Ihre Frau Mama Hopsasa — na, Gott hab' sie selig! Wenn was aus einem Menschen werden soll, muß er doch ganz alleinig dazu schauen — wenn aber die Eltern mit Gewalt aus einem was machen wollen, greifen sie's gewöhnlich grad am verkehrten End' an, und gar nix wird draus. Is's net wahr?"

„Öber gewiß ise wohr!" rief Ilonka, immer noch lachend. „Freind Mayr, Sie sind ein sähr bädeitender Philosoph!"

„Was da wohl viel Philosophie dazugehört!" polterte Florian. „Bloß zwei Augen und ein gemeiner Menschenverstand gehören dazu, nachher sieht man alle Tag' genug, daß ma' aus 'n heiligen Zorn im ganzen Leb'n nimmer

'rauskommt. Ich sag', es gibt zweierlei Eltern: erstens solche mit Kindern, die grad so saudumm sind wie sie selber, und zweitens solche mit Kindern, die bedeutend g'scheiter sind als sie selber. Die ersteren wollen ihre Kinder Sachen lernen lassen, die durchaus nicht in ihren Dickschädel hineingehen, und machen sie damit unglücklich; die andern erklären es für eine Unverschämtheit, wenn die Gedanken ihrer Kinder immer auf etwas andres gerichtet sind als ihre eigenen, und da wird mit Gewalt die unbequeme Eigenart unterdrückt. Es ist eine Schande, daß man eine solche G'sellschaft nicht wegen Kindsmord belangen kann! — So, Fräulein Ilonka, jetzt hab' ich mich einmal ausgesprochen; jetzt is mir wohler, Gott sei Dank! — Und jetzt passen S' auf, jetzt werd' ich meine Behauptungen durch passende Beispiele bekräftigen." Und er erzählte mit zorneifriger Beredsamkeit den Fall Crookes und den Fall Mikulska.

Er hätte keinen dankbareren Zuhörer finden können als seine ungarische Freundin. Sie brannte vor Eifer, den verschrobenen Papa Crookes kennen zu lernen und ihm einen recht tollen Possen zu spielen. Das Schicksal der armen Helena Mikulska aber ging ihr wirklich zu Herzen, und sie erklärte sich sofort bereit, von ihren eigenen Kleidungsstücken das Nötigste herzuschenken, um das arme Mädchen gehörig auszustatten. Sie wollte ihr heute abend noch die Sachen selbst hinbringen und war überzeugt, daß sogar die Mutter Mikulska einer Frau gegenüber die thörichte Weigerung, etwas anzunehmen, aufgeben würde. Und mit Feuereifer machte sie sich daran, ihren Kleiderschrank und ihre Reisekörbe durchzuwühlen, um etwas Passendes für die arme Kollegin herauszufinden. Das war nicht ganz leicht, denn ihre Kleider waren meist viel zu kostbar und elegant. Endlich, nach langer Beratung zwischen den beiden, legte sie ein nicht mehr ganz neues, einfach gemachtes Seidenkleid für die Mikulska beiseite. Aber damit noch nicht genug — das arme Mädel mußte auch anständige Wäsche und Unterzeug dazu haben. Und sie warf schier den ganzen Inhalt ihrer Kommode auf die Erde, prüfte Stück für Stück und wählte je zwei Paar Strümpfe, Hosen, zwei Hemden, einen weißen und einen farbigen Unterrock aus. Alles gute, neue Sachen.

„So,“ sagte sie fröhlich, indem sie sich vom Boden erhob, „ça va bien pour le commencement — kann sie immer eine Hälfte waschen lassen, raicht sie paar Monate. Hob' ich auch schon gemocht, wenn olles im Leihhaus wor. Kleid werden wir schon zusammenrichten, daß poßt. Frau Mutter wird doch nicht so großes Schof sein, daß nicht einmal nähen kann? Fehlen nur noch die Schuh' — ober hob' ich zu süßes Fußerl, poßt main Schuh kain andere Madel.“ Und so plauschte sie munter fort, während sie die Wäsche mit rosa Seidenbändchen zierlich zusammenband, ein wenig Parfüm dazwischenspritzte und schließlich den ganzen Packen sauber einwickelte und zusammenschnürte.

Florian stand die ganze Zeit dabei und sah ihr zu. Nie war sie ihm so reizend erschienen, wie in dieser eifrigen weiblichen Geschäftigkeit. Und als das Paket fertig dalag und sie lächelnd zu ihm aufschaute, da schloß er sie fest in seine Arme, drückte ihren Kopf an seine Schulter und küßte sie auf den Scheitel. „Liebe Ilonka! Gute, liebe Ilonka!“ flüsterte er ein Mal über das andre. Mehr brachte er nicht heraus, denn er war gar so gerührt.

Ein wenig erstaunt machte sie sich von ihm los und sagte mit einem reizend liebenswürdigen Lächeln, wie er es nie zuvor an ihr gesehen hatte: „Ober wos denn, liebär Freind, wos bin ich denn so gut? Is gonser gemainer Aegoismus von mir: mocht mir Schmärz, wenn ich muß hören von Krankheit und Not bei ain' Kollägen. Ise mir ungemitlich, wenn ich muß denken: Ilonka hot olle Tage gutes Diner und schöne Klaider, und ormes Madel mit viel Talent plagt sich dicht dabei und hot nix zu essen und nix zu auf den Laib zu ziehen. Geb' ich doch lieber paar Hemdeln und paar Höseln her, als daß ich mir mache solchen Schmärz! Konn ich doch jetzt mit gutem Gäwissen wieder fidel sein. — Aber du bise gut, liebär Freind, du bise so gut, daß ich muß du zu dir sogen. Du bise viel besser als gonse Gäsellschaft. Sind sie olle nix nutz — hob' ich dir bloß vorgäschwindelt, weil so komisch wor, daß du olles gäglaubt host. Will ich nicht wieder thun, auf Aehre!“ Und sie beugte sich nieder und küßte seine Hand, und dann legte sie ihre Wange in diese Hand und schaute mit ihren großen schwarzen Augen so treu und fromm zu ihm auf wie ein großer guter Hund.

Da konnte sich Florian nicht mehr helfen. Es wurde ihm so warm ums Herz, und die Augen traten ihm voll Thränen — er wußte nicht warum.

„Oh!“ sagte sie nur in einem seltsam langgezogenen, weichen Ton. Und dabei legte sie die Arme auf seine Schultern und küßte ihn.

Das waren die ersten Liebesküsse, die er in seinem Leben empfing. Ihm schwindelte. Das Blut hämmerte in allen seinen Pulsen, und seine Arme umklammerten sie so fest, daß sie sich endlich mit einem unterdrückten Schmerzensschrei von ihm losmachte.

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, aber sie dachten nicht daran, die Lampe anzuzünden. Sie dachten auch nicht daran, ihre Musik vorzunehmen an dem Abend. Sie saßen auf dem Sofa und flüsterten und kosten. — Und als Florian endlich heimging, da blinkten die Sterne am dunklen Nachthimmel, und das Städtchen lag bereits in friedlichem Philisterschlummer. Auf der Ilmbrücke stand der hagere junge Gesell mit seinem Cylinderhut in der Hand, das Antlitz den Sternen zugewendet. Seine Lippen zuckten noch von wilden Küssen, und ein sanftes, prickelndes Feuer brannte ihm unter der Haut, als ob der alte Adam umgeschmolzen werden und ein neuer Mensch in ihm sich entwickeln sollte — ein neuer Mensch mit ungeahnten, wundersamen Gefühlen und mit einem ganz neuen Blick für die Dinge dieser Welt.

Er kehrte heim auf dunklen, einsamen Wegen — ohne Nachtmahl. Profane Augen sollten nicht in seinem Antlitz forschen dürfen, welch Wunder heut an ihm geschehen. Er legte sich schlafen, und sein Bett deuchte ihm ein Boot, das ihn auf leichten Wellen einem märchenschönen Eilande zuschaukelte, einem Eilande, das er vor Augen sah mit seinen wogenden Palmenwipfeln, in denen sich bunte Vögel wiegten, von dem berauschender Duft weit übers Meer hinausströmte — und das dem schwankenden Boot doch ewig unerreichbar blieb.

Ende des ersten Bandes.

## Neunter Jahrgang.


Band
1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.


## Zehnter Jahrgang.


Band
1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.


## Elfter Jahrgang.


Band
1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.


## Zwölfter Jahrgang.


Band
1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

# Dreizehnter Jahrgang.

**Villa Falconieri.** Von R. Voß. 2 Bde.
Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

**Die Tochter des Abgeordneten.** Von Georges Ohnet.
In diesem glänzend geschriebenen Roman bietet Ohnets vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifsten Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gefeierten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lektüre für junge Mädchen eignet.

**Die Siegerin.** Von Hans Hopfen.
Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen“ ist.

**Eine dritte Person.** Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatze der meisten Crokerschen Romane, durchwärmt und verklärt gleichsam die Geschichten dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

**Flederwischs Heirat.** Von Gyp. Aus dem Französischen.
Die Heldin dieser Geschichte, der „Flederwisch“, ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivetät und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

**Eine internationale Ehe.** Von Madame Bigot. Aus dem Englischen.
Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich bewegte Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgelungenen, wirkungsvollen Ganzen.

**Sich selber treu.** Von M. Gerbrandt. 2 Bände.
Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlsleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

**Islandfischer.** Von Pierre Loti. Aus dem Französischen.
Mit der Einreihung von Lotis berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

**Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.** Von Helene Böhlau.
Wahre Kabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemütvollen, schalkhaften Humors sind auch diese neuen Böhlauschen Ratsmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

**Die weißen Felsen.** Von Edouard Rod. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein vortreffliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

**Der Herr Stationschef.** Von Karl von Heigel.
Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erschütternd und beherzigenswert. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

**Ein Reiseabenteuer.** Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen.
De Berkeley ist eine ganz für sich stehende litterarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geheimnisvollen Reiz den vollgültigen Beweis.

**Die Hexe von Harlem.** Von Col. Richard Henry Savage. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Das starke und urwüchsige Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau“, der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, bekundet sich auch in der „Hexe von Harlem“, einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

**Königstigerin.** Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Nicht mit dem Maßstab kühler nordischer Gefühlsnüchternheit will diese Dichtung des berühmten Veristen gemessen sein. Lodert auch südliches Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

**Selbstbestimmung.** Von H. H. Boyesen. Aus dem Englischen.
Hat auch der kürzlich verstorbene Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine skandinavische Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

**Frost im Frühling.** Von Georg Mengs. 2 Bände.
Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Künstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.

Smaragda. Von
Die farbenprächti
derungen dieses i
den Romans führ
die blutige Verfo
jüngst erst alle

Lady Hildegard.
Durch krause Le
Verfasserin ihre
Gestalten voll

Die nachstehen
geeigneten

auf feines, extra
zum Preise von M
Band erschienen.

Einfach

Burnett, Der kl
Feuillet, Das T
Paul Lindau,
Voß, Kinder de
Was der heilige
v. Wolzogen,
cellenz.
v. Gersdorff,
Savage, Meine





